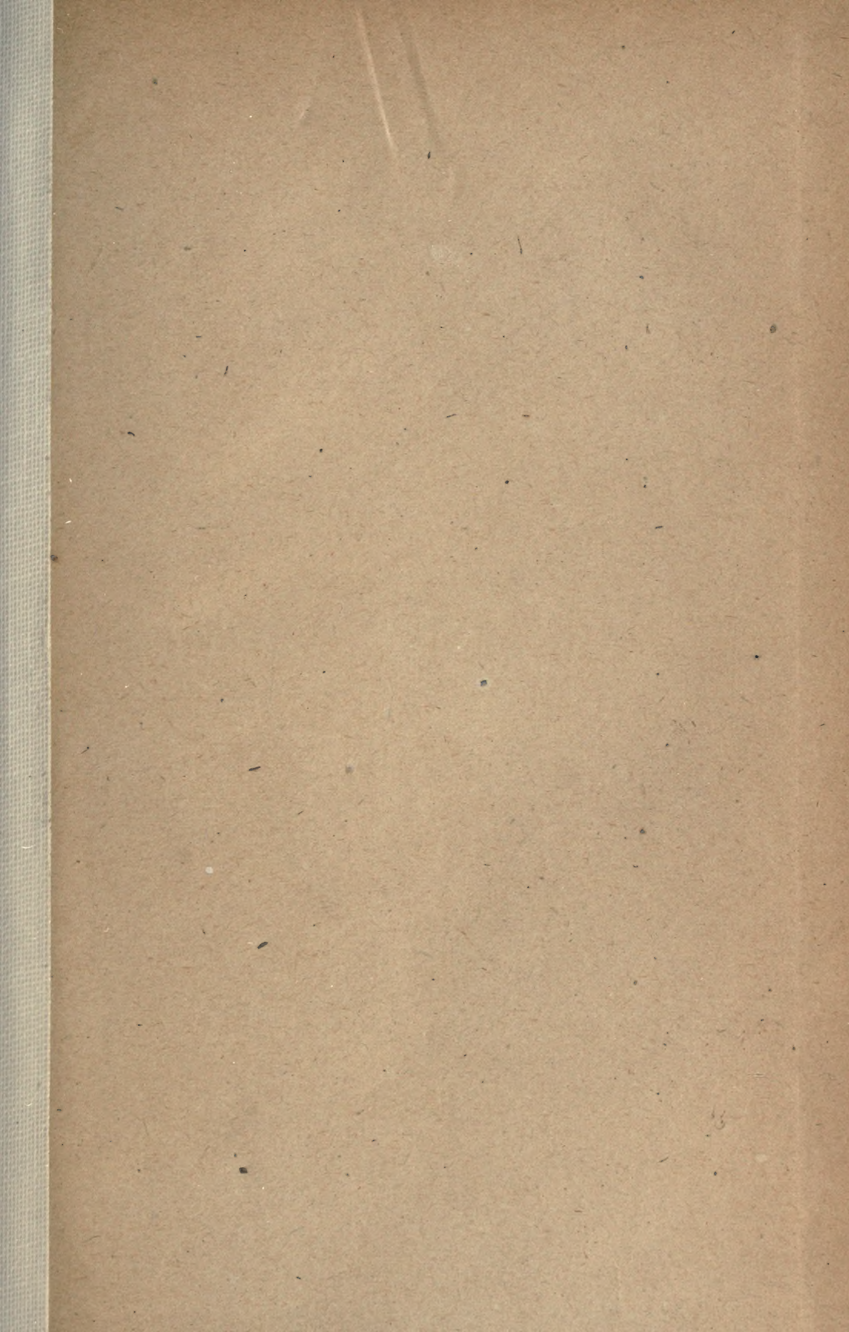
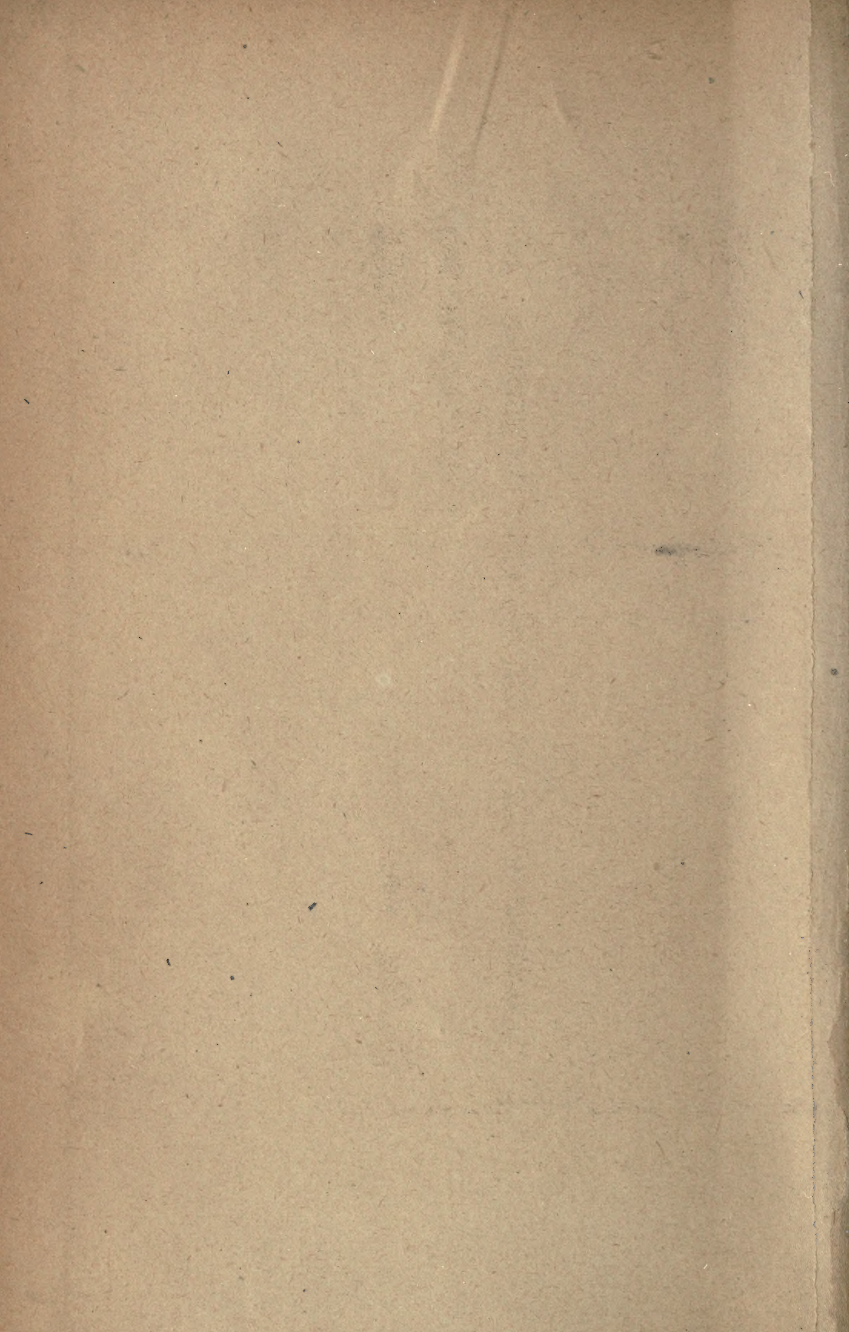
Richard Sternfeld,

Die nationale Einigung Italiens





Die nationale Einigung Italiens im 19. Jahrhundert

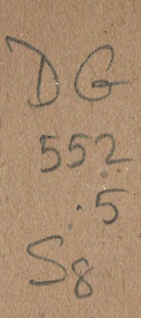
Von

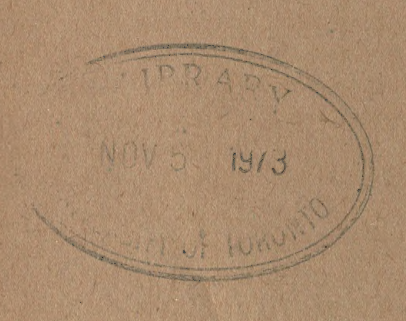
Richard Sternfeld

Professor an der Universität Berlin



Kurt Schroeder, Verlag, Bonn und Leipzig 1920





Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg (Bez. Halle).

Einleitung.

Es war das Schicksal Italiens, daß seit dem Untergang des Römerreichs keine einheimische Herrschaft mehr die Bewohner der Halbinsel in einheitlichem Staate zusammenzufassen vermochte. Das Land, dessen Hauptstadt die Welt erobert hatte, lag fortan jeder fremden Eroberung offen, da keine politische Gewalt aus ihm selbst sich gestaltete, die es einigen und schützen konnte. Die eingedrungenen Germanen hätten wohl einen festeren Staat herstellen können, aber sie fanden ihre Gegner in andern Germanen, die sich an ihre Stelle setzten, ohne nun selbst imstande zu sein, eine bleibende Herrschaft zu begründen. Dem langobardischen Königtum hätte es gelingen können, aber die Karolinger beseitigten es und legten zugleich durch Schenkungen an ihren Bundesgenossen, den römischen Bischof, den Grund zum verhängnisvollen Landbesitz des Papstes. Als dann der Karolingerstamm in ost- und westfränkische Linien sich spaltete, begann der weltgeschichtliche Wettbewerb deutscher und französischer Machthaber um die herrenlos winkende Beute jenseits der Alpen. Zweimal, im 13. und am Ende des 15. Jahrhunderts, hat die französische Eroberungssucht die Möglichkeit einer ruhigen Entwicklung auf der Halbinsel unterbrochen. War eine politische Einheit nicht mehr zu erhoffen, da überall schon Einzelstaaten sich ausgebildet hatten, so konnte doch die Fremdherrschaft ferngehalten werden, denn die des Hauses Aragon in Neapel galt nicht mehr als solche. Aber das war vorbei, als durch den Zug Karls VIII. aufs

neue die Eifersucht zwischen Deutschen und Franzosen erregt und die Rivalität Habsburgs und der Valois ihre Kämpfe auf das reiche Land übertrug, das, ohne festen Halt und kriegerischen Sinn, schon lange vorher ein Kampfplatz fremder Söldnerbanden gewesen war. Alle Lust am farbigen Leben, aller Glanz machtgieriger Signoren und kunstbegeisterter Mäzenaten, aller Reichtum meerbeherrschender Emporien konnten der Nation nicht die Einigkeit gegen äußere Feinde, strenge Dienstwilligkeit und militärische Zucht ersetzen; auf einen beispiellosen Aufschwung in Kunst und Wissenschaft folgte rasch der Niedergang und der Verlust der nationalen Selbständigkeit.

Auch das Papsttum hatte seinen Versuch, Italien zu einigen, aufgegeben; es schwankte fortan zwischen der Anlehnung an Spanien oder an Frankreich und büßte schon 1527 in der furchtbaren Plünderung Roms durch die deutschen Landsknechte des Kaisers für seine Politik. Als endlich 1559 der Friede zwischen den Gegnern zustande kam, erhielt Spanien allein die strittigen Besitzungen in Italien, Neapel-Sizilien, Sardinien und Mailand. Die übrigen Staaten sanken nun von ihrer Höhe herab, besonders Genua und Florenz, das seit 1569 Großherzogtum Toskana wurde, und selbst Venedig, das Zypern und Kreta an die Osmanen verlor. Nur der Kirchenstaat, der sich von Meer zu Meer, von Terracina bis Ferrara ausdehnte, erstarkte durch die Päpste der Gegenreformation, und S a v o y e n gewann eine wichtige Stellung durch Emanuel Philibert (1553—1580), der Turin zur Hauptstadt seines Herzogtums erhob und den Grund zur Bedeutung seines Hauses legte. Im Besitz der wichtigen Alpenstraßen waren die Herzöge von Savoyen zu einer gefährlichen Schaukelpolitik genötigt, je nachdem sie sich in den neuen Kämpfen unter Ludwig XIV. an Frankreich oder den Kaiser anschlossen; aber immer verstanden sie es, sich zu halten und zu vergrößern.

Im spanischen Erbfolgekrieg hatte die Halbinsel neue große Angriffe zu bestehen; er schloß damit, daß die spanischen Länder nun an die österreichischen Habsburger kamen, während Savoyen die Insel Sizilien erhielt. Doch bald schon wurde dieser Besitzstand wieder verändert, denn nirgends so stark wie hier zeigte sich die dynastische Willkür, die vom Diplomatentisch aus damals Staaten und Völker beliebig nahm, vertauschte und verschenkte. Um 1750 hatten die spanischen Bourbons aufs neue Neapel und Sizilien im Besitz; aber auch Parma war von Habsburg einem spanischen Prinzen überlassen worden, so daß die Bourbons wieder an zwei Stellen in Italien herrschten. Dagegen war Toskana nach dem Aussterben der Medici an eine österreichische Sekundogenitur gekommen. Somit gab es, abgesehen von den alten Republiken Venedig und Genua sowie von dem savoyischen Hause (das für Sizilien Sardinien ausgetauscht und danach sein neues Königtum genannt hatte), nur Fremdherrschaften in Italien. Aber jene Zeit der Aufklärung empfand das noch nicht als etwas Unrühmliches und Unnatürliches, zumal die Habsburger in Mailand und besonders Leopold von Toskana sich jedes Druckes enthielten und segensreiche Reformen einführten, die schon über das System des Absolutismus hinausgingen.

Italien stieg in diesem Jahrhundert auch von seiner Kulturhöhe herab. Das vielgestaltige politische Leben, der Wettbewerb der Staaten und Städte ließ nach und wich geduldiger Ruhe und träger Gewohnheit. Die Keime neuer Religiosität waren durch die harte Gegenreformation geknickt. Kunst und Wissenschaft zeigen noch manches Bedeutende, im ganzen aber doch Vergröberung und Erschlaffung. Die Nation wirkt nicht mehr mit bei den Entscheidungen über ihr Geschick; sie ist unkriegerisch und überläßt den Grenzschutz fremden Truppen. Das tägliche Leben des Volkes bewegt sich in engem Kreise. Die Vornehmen sind von den

Niederen durch die tiefste Kluft geschieden; diese sind gedrückt und elend, in heidnischem Aberglauben befangen, schon zufrieden, wenn sie panem et circenses haben, jene aufgeklärt, verschwenderisch, üppig und unsittlich, aber alle lässig und genußsüchtig. Theater, Musik, Karneval, Feste und Feuerwerke, leben und lebenlassen: das ist die Form, in der das Dasein verläuft. Die Italiener gelten überall als weichlich und weibisch; dabei bewahren sie einen kindlich naiven Glauben, daß sie immer noch das erste Volk der Welt seien.

So traf die französische Revolution den Zustand Italiens. Die Zerklüftung der Nation und die Verrottung des politischen Lebens, besonders die sozialen Übelstände gaben ihr Nahrung, und bald beglückte sie auch die Italiener mit ihrer neuen Freiheit. Nach den Siegen Bonapartes 1796 wurde in Oberitalien eine zisalpinische Republik gegründet, die von Frankreich abhängig war. 1802 wurde sie in eine italienische verwandelt, an deren Stelle aber 1805 ein Königreich Italien trat, das unter dem Stiefsohn Napoleons, Eugen Beauharnais, stand. 1806 wurden die Bourbons aus Neapel verjagt und zuerst sein Bruder Joseph, dann sein Schwager Murat dort als König eingesetzt. So herrschten auf der Halbinsel acht Jahre lang außer dem gefügigen Papste zwei Könige von Napoleons Gnaden.

Es war eine segensreiche Zeit, in der die alten Mißbräuche hinweggefegt und gute Reformen geschaffen wurden. Zum ersten Male fühlten die Italiener, daß sie ein Vaterland hatten: ein Banner, einen Senat, eine Armee und Marine. Tüchtige Männer aus allen Provinzen trafen sich in Mailand, der Residenz des Vizekönigs, um mit ihm zu beraten. Die Söhne Italiens wurden in den Heeren des Kaisers nach fremden Ländern geführt und lernten andere Zustände kennen. Sie zeichneten sich durch Tapferkeit aus und ernteten selbst das Lob Napoleons, der im übrigen

sich oft recht geringschätzig über den Charakter seiner Landsleute äußerte. Der riesige Besitz der Toten Hand wurde eingezogen und an Private verkauft, um die Schuldenlast zu mindern. Handel und Industrie wurden durch neue Straßen und durch einheitliches Münzsystem gefördert. Die Justiz hob sich, für Schulen, Universitäten und Künste wurde viel getan. Der junge Beauharnais erwies sich als vornehmer und tüchtiger Mann, der sehr geeignet war, die Italiener mit der Fremdherrschaft zu versöhnen, wenn er auch meist machtlos war, die Mißgriffe der französischen Bevormundung, die rücksichtslosen Maßregeln des Kaisers und die Erpressungen seiner Marschälle zu verhindern.

Da brach die Macht Napoleons zusammen und mit ihr die kaum hergestellte Einheit auf dem Apennin. Bald sollten die Italiener fühlen, daß keine Nation so wie ihre zum Versuchsfelde der Staatskunst des Wiener Kongresses ausersehen sei. Italien sollte wieder in den früheren Zustand zurückversetzt werden; doch war diese „Restauration" eine Unwahrheit, denn weder Venedig, das bei Österreich blieb, noch Genua, das zu Sardinien kam, wurden hergestellt. Das Haus Habsburg hatte mit dem reichen Lombardo-Venetianischen Königreich den Löwenanteil erhalten, aber damit nicht genug, denn mehrere Sekundogenituren sorgten dafür, daß auch in Mittelitalien der österreichische Einfluß herrschend wurde. Das Haus Österreich-Este bekam Modena, die Gemahlin Napoleons, Marie Luise, Parma und Piacenza, und der Erzherzog Ferdinand Toskana. Auch der ganze Süden verfiel wiederum der Mißwirtschaft der Bourbonen, als Ferdinand, nun König „beider Sizilien", nach Neapel zurückkehrte. Der Kirchenstaat wurde in vollem Umfang wiederhergestellt, und auch der König von Sardinien, Viktor Emanuel I., hatte aus allen Fährnissen sein altes Gebiet, noch um Genua und die ligurische Küste vermehrt, hinübergerettet.

So war jede Hoffnung der Italiener vernichtet und das schöne Land wieder der Fremdherrschaft ausgeliefert. Österreich hatte seine schwere Hand auf die Halbinsel gelegt, und sein Leiter Clemens Metternich gedachte auch die Geschicke Italiens von der Wiener Staatskanzlei aus zu lenken, obwohl festgesetzt war, daß Italien aus selbständigen Staaten bestehen werde. Das Interventionsprinzip Metternichs sollte sich gerade gegen die italienischen Staaten erproben, denn jede Änderung des Systems konnte als Bruch der Wiener Verträge mit den Waffen niedergeschlagen werden.

Wie in Deutschland, so beruhte auch in Italien die Machtstellung Österreichs auf der Zersplitterung und Ohnmacht der kleinen Staaten. Aber dort herrschten doch immer deutsche Fürstengeschlechter, hier dagegen fremde Dynastien, die keine Wurzeln im Volke hatten. Und ganz anders als der Kosmopolitismus des 18. Jahrhunderts fühlte das neue Geschlecht die Schmach dieser Restauration, als nun die zurückgekehrten Despoten fast überall das von Napoleon Geschaffene beseitigten und in törichter Reaktion die alten verhaßten Zustände wieder einführten. Unterdrückung jeder freien Regung, Polizeiregiment, Absolutismus der Regierung, Priesterherrschaft, Korruption, das waren die alten Gebrechen, die sich nun wieder einnisteten: nicht nur in Neapel, wo die Mißwirtschaft immer am schlimmsten war, sondern auch in Sardinien, wo der beschränkte Viktor Emanuel I. unter dem Einfluß Österreichs und der Jesuiten alle guten Neuerungen rückgängig machte und so regierte, als hätte es nie eine napoleonische Zwischenzeit gegeben. Besser stand es in Toskana, wo der Großherzog Ferdinand III. dem guten Beispiel seiner Vorfahren folgte, und selbst im Kirchenstaat, wo Papst Pius VII. dem ungemein tüchtigen Kardinal Consalvi so weit freie Hand gab, daß er eine Reihe von Reformen in der Justiz- und Finanzverwaltung einführen konnte. Doch fühlte man in Europa, daß

ein Priesterstaat keinen Platz habe in der modernen Staatengesellschaft, da er nie den Laien einen stärkeren Einfluß auf Verwaltung und Verfassung gestatten würde.

Am günstigsten war noch die Lage der Regierten in der Lombardei und Venetien. Dort knüpfte die habsburgische Herrschaft an die guten Traditionen Josephs II. an; im Straßenbau, in ehrlicher Rechtsprechung und Verwaltung, besonders im Schulwesen, standen diese Provinzen weit höher als die anderen Staaten Italiens. Die Steuern waren nicht allzu drückend, mehr schon die achtjährige Dienstpflicht, die aber durch Auslosung und Stellvertretung gemildert wurde. Auch eine Art von Mitwirkung der Bürger an der Regierung war vorgesehen, die Zentralkongregationen in Mailand und Venedig, aber an einen so hohen Zensus und so starke Beschränkungen der Kompetenz gebunden, daß sie völlig unzureichend erschien. Eine ausgedehntere Volksvertretung hätte sich ja weder mit der scharfen Zensur, noch mit der harten Polizei, noch endlich mit der von Wien geleiteten Autorität des Vizekönigs vereinbaren lassen.

Aber selbst bei liberaleren Einrichtungen wäre die Abneigung gegen die österreichische Fremdherrschaft und den deutschen Stock (bastone Tedescho) nicht zu bannen gewesen. Denn es hatte sich mittlerweile ein bedeutsamer Umschwung des Denkens und Fühlens vollzogen, wenn nicht in den unteren, so doch in den gebildeten Klassen der Nation. Sie begannen sich mit einer edleren Bildung und höherem italienischem Selbstgefühl zu erfüllen. Schon im 18. Jahrhundert hatten Dichter wie Alfieri und Parini von einer Erneuerung des Volksgeistes geträumt: eine ernste Selbsterziehung sollte fortan die Leichtfertigkeit der Sitten und die Nachahmung französischen Wesens beseitigen; man sollte sich wieder auf sich selbst besinnen und mit Stolz einer großen Vergangenheit gedenken! In der napoleonischen Zeit verstärkte sich dann diese Gesinnung. Vincenzo Monti läßt den

Namen „Italia“ in vollem patriotischen Klang ertönen, und Ugo Foscolo mahnt zornig seine Nation, die Untugenden des Partei- und Sektenwesens abzulegen und ein einiges Italien zu schaffen. Hatte Metternich gesagt: „Ich kenne kein Italien“, so wurde der teure Name jetzt die Losung der Patrioten, und Dante, der von der Reaktion verpönte größte Dichter der Vergangenheit, zum Propheten einer herrlichen Zukunft. Dann aber hat der gütige und fromme Alessandro Manzoni seine Landsleute auf die Heilswahrheiten des Christentums und den Wert echter Sittlichkeit hingewiesen, die Heiligkeit der Idee des Vaterlandes gelehrt und in seinem volkstümlichen Roman „die Verlobten“ auf die Kraft und Einfalt des trotz aller Bedrückung immer frisch sich erneuernden wahren Volkstums zurückgeleitet. Er hat schon 1821 die Verse geschrieben:

Wir werden nicht frei sein, wenn wir nicht einig sind,
Bis nicht ein Mann ersteht, der uns vereinigt.

Ihm sollte es beschieden sein, in hohem Alter noch die völlige Einheit zu erleben und 1861 als Senator des ersten italienischen Parlaments am Geburtstage des neuen Königreichs Italien in Turin Arm in Arm mit dem großen Manne zu wandeln, dessen Kommen er vor vierzig Jahren geweissagt hatte.

I.

Vom Wiener Kongreß bis zur Julirevolution (1815—1830).

1. Die Carbonari und das Ende König Murats.

Romanische Völker hat es immer gelockt, in Geheimbünden und politischen Verschwörungen einem dunkeln Freiheitsdrang Ausdruck zu geben. Da ist es erklärlich, wenn in einer Zeit, wo selbst in Preußen der Tugendbund gegen Napoleon entstand, in Italien das beginnende Streben nach der Abschüttlung fremden Jochs in politischen Sektenbildungen sich Luft machte, da offener Widerstand gegen Tyrannei und Fremdherrschaft noch ganz unmöglich war.

Unter diesen verborgen wirkenden Gesellschaften, die sich nach dem Muster der französischen Freimaurer bildeten, standen die Carbonari obenan[1]). Zunächst haben sie die Ideen der französischen Revolution in Unteritalien verbreiten wollen, wo die französische Fremdherrschaft statt der erhofften Freiheit den napoleonischen Despotismus eingeführt hatte. Von den anderen Sekten unterschied sich die Carbonaria in zwei Dingen: sie glaubte, daß sich die Erhebung Italiens durch die Monarchie erreichen lassen werde, ferner aber, daß der politischen Erneuerung die religiöse in

[1]) Der Name wird verschieden erklärt. Wahrscheinlich stammt er aus Unteritalien, wo die Köhler in der Einsamkeit Kalabriens ihre Arbeit verrichteten. Doch wird er daneben eine Übertragung des Wortes charbonniers gewesen sein, wie sich im östlichen Frankreich eine Freimaurerloge nannte.

einer Reform des Katholizismus vorausgehen müsse. Vor allem aber war „Einigkeit" ihre Devise, ohne die nichts zu erreichen sei. Die Organisation in „Logen", die sich zu Zentrallogen vereinigten und unter einer obersten Leitung standen, umgab sich mit der üblichen Geheimniskrämerei; das Aufsteigen erprobter Mitglieder zu höheren Graden, die Todesstrafe, welche auf Bruch des Geheimnisses gesetzt war, der allein gestattete mündliche Verkehr untereinander sollten den Verrat verhindern, und gerade diese mysteriösen Formen trugen viel dazu bei, Anhänger zu werben und die Furcht der Gegner zu erregen, die nun wieder in ähnlichen Gesellschaften, wie die der Sanfedisten und der Calderari (Kesselflicker), den Kampf gegen die verhaßten Carbonari aufzunehmen versuchten.

Schon die erste Erhebung für die Einheit Italiens, wenn sie auch von keinem Italiener ausging, zeigt den Einfluß der nationalen Sekte.

Nach der Besiegung seines Schwagers Napoleon mußte Joachim Murat für seine Herrschaft im Königreich Sizilien fürchten. Zwar stand er noch zu Österreich in Beziehungen, und die verbündeten Großmächte hatten in Wien die Rückkehr der Bourbonen nach Neapel noch nicht beschlossen, aber Murat forderte selbst die Gegner heraus, indem er Teile des Kirchenstaates besetzt hielt. Und als nun Napoleon Anfang März 1815 von Elba nach Frankreich zurückkehrte, glaubte Murat die Zeit gekommen, einen Plan durchzuführen, den er schon früher erwogen hatte: er wollte sich an die Spitze Italiens stellen, um den Kampf gegen die Österreicher aufzunehmen. Von den Carbonari unterstützt, rückte er mit 40 000 Mann in den Kirchenstaat ein. Papst Pius VII. floh nach Florenz, die Österreicher zogen sich zurück. Von Rimini aus erging am 30. März 1815 Murats Proklamation an die Italiener: „Die Stunde ist da, wo sich Italiens Geschicke erfüllen. Die

Vorsehung ruft euch auf, eine unabhängige Nation zu sein. Von den Alpen bis zur Meerenge der Scylla soll ein einziges Wort ertönen: Die Unabhängigkeit Italiens!" Aber der Aufruf zur Freiheit war verfrüht: wie konnte in dieser Zeit zu gemeinsamem Handeln die zersplitterte Nation sich zusammenschließen? Durch zwanzigjährige Kämpfe in fremden Ländern ermattet, sehnte sich die Jugend ebenso nach Ruhe wie die Bürger, von denen doch die meisten noch an den alten Herrschaften hingen. Und sollte denn nun die Freiheit Italiens von der verhaßten französischen Fremdherrschaft ausgehen, die niemals das Verlangen der Freigesinnten nach konstitutionellen Verfassungen erfüllt hatte?

So scheiterte Murats Versuch. Von den Österreichern bei Tolentino (südwestlich von Ancona) besiegt, mußte er Italien verlassen (23. Mai). Daß er, trotzdem Napoleon selbst inzwischen geschlagen und nach St. Helena gebracht worden, dennoch sein Königreich wiederzuerobern unternahm, und dazu mit einer ganz kleinen Schar von 250 Mann, müßte als eine unerklärliche Tollkühnheit erscheinen, wenn man nicht annehmen dürfte, daß er im Wahne war, die Neapolitaner würden sich ihm ebenso rasch zuwenden, wie die Franzosen sich vorher dem Kaiser angeschlossen hatten. Durch Verrat fiel er mit 26 Getreuen bei Pizzo (Kalabrien) am 8. Oktober in die Hand seines bourbonischen Todfeindes Ferdinand, der ihn erschießen ließ. So starb, wie er gelebt hatte, mit höchster Tapferkeit, nicht ohne theatralische Geste, Joachim Murat aus Cahors.

2. Die ersten Aufstandsversuche.

a) Die Revolution in Neapel (1820).

Wenn gerade im „Königreich beider Sizilien" zuerst Revolutionsversuche gemacht worden sind, so war das durchaus verständlich, wenn man die Zustände und die

Umwälzungen der letzten Jahrzehnte in diesem bis auf den heutigen Tag am weitesten zurückgebliebenen Gebiet der Halbinsel in Betracht zieht.

Unter dem bourbonischen Karl III. um 1750 hatte der Minister Tanucci in dem ganz der Klerisei verfallenen Staate im Sinne der Aufklärungszeit Reformen eingeführt. Aber um die Jahrhundertwende begann hier durch die Gemahlin Ferdinands IV., Karoline, die Tochter Maria Theresias, eine grausame Reaktion gegen die „Parthenopäische Republik" und die neuen Ideen der französischen Revolution. Fanatisch für die Sache Österreichs und Rußlands eintretend, dazu unter den Einfluß Nelsons und seiner Geliebten, der Lady Hamilton, geraten, hat die Königin mit allen Mitteln den Krieg gegen die französischen Truppen geführt und mit Hilfe der Banden des Kardinals Ruffo und des landesüblichen Brigantentums die republikanische Partei niederwerfen und aufs grausamste bestrafen lassen. Da hat Napoleon Ende 1805 die Dynastie von Neapel abgesetzt und seinen Bruder Joseph zum König gemacht, den 1808 sein Schwager Murat ersetzte. Ferdinand war auf die Insel Sizilien geflohen und regierte dort unter dem Schutze Englands. Der tiefe, durch Jahrhunderte befestigte Gegensatz der Insel zum festländischen Süditalien erhielt durch diese zehnjährige Trennung neue Nahrung.

Lord Bentinck, der Berater des Königs, hatte es durchgesetzt, daß 1812 in Sizilien eine Konstitution nach englischem Muster eingeführt und der Insel Autonomie gewährt wurde. Als Ferdinand 1815, nach dem Siege der Österreicher, in Neapel wieder eingesetzt war, verbot ihm Metternich, eine Verfassung zu geben; auch die Insel kam wieder unter das Joch Neapels, indem der König sein Verfassungsversprechen brach. Die guten Einrichtungen Murats wurden beseitigt; die Bourbonen regierten mit den alten Mitteln, indem sie sich auf die Geistlichkeit und

den Feudaladel stützten und durch die Calderari gegen die Carbonaria und die Anhänger Murats eine Gegenbewegung entfesselten. Daneben blühte das Brigantentum; die Anarchie im Lande konnte sich ausdehnen, da die Regierung keine Hilfe in dem zerrütteten Heerwesen fand. Da faßte der General Guglielmo Pepe den Plan, die Unzufriedenheit der Gebildeten mit diesen Zuständen zum Sturz des Absolutismus in Neapel zu benutzen.

Schon 1799 hatte Pepe, 16 Jahre alt, im Korps eines Rebellen Schipani, der in Procida gehängt wurde, gegen Ferdinand, dann als Verbannter in der italienischen Legion auf französischer Seite bei Marengo gekämpft. Zurückgekehrt war er als Verschwörer gegen den Bourbon drei Jahre eingekerkert worden, dann unter Murats Fahnen in Spanien tätig gewesen und 1812 nach Neapel heimgekehrt. Ein Versuch, Murat durch eine revolutionäre Bewegung zur Verleihung einer Konstitution zu zwingen, mißlang und brachte ihn aufs neue in Gefahr. Seit langer Zeit war er eingeweiht in die Bestrebungen der Carbonari, deren Zahl und Tätigkeit er mächtig förderte, und hierauf baute er seinen neuen Plan. Bei der notwendigen Reorganisation der Milizen sollte jede Kompanie zugleich eine „Loge“ bilden und das Offizierkorps den Geist der Carbonari unter ihren Leuten verbreiten. Die spanische Revolution des Jahres 1820 kam seinen Plänen zu Hilfe. Dort hatte sie den tyrannischen Bourbon Ferdinand VII. gezwungen, dem Volke die gerühmte Verfassung von 1812 zu gewähren, die nun überall das Ziel der vorgeschrittenen Liberalen wurde. Mit religiösen Bestimmungen, die nur für Spanien paßten, vereinigte sie sehr starke Beschränkung der Monarchie durch die Souveränität des Volkes und das Einkammersystem des Parlaments.

Auch in Italien wurde sie das Schlagwort der Revolution, obwohl gewiß die wenigsten von denen, die so

heftig danach verlangten, recht wußten, welche Bedeutung sie hatte. Zwei Leutnants, Morelli und Silvati, erhoben am 2. Juli 1820 an der Spitze ihrer Reiterabteilung in Nola den Ruf nach der Spanischen Verfassung von 1812 und zogen nach Avellino, wo Pepe seine zuverlässigen Truppen zum Losschlagen zusammengezogen hatte. Er selbst eilte nun von Neapel dorthin und ergriff die Führung. Aber schon am 6. Juli erklärte der erschrockene König sich bereit, eine Konstitution zu geben, und am 13. beschwor er feierlich die Spanische Verfassung, indem er die Blitze des Himmels auf sein Haupt lud, wenn er je seinen Eid brechen würde. Dann berief er seinen Thronfolger Franz zum Stellvertreter, der nun die Verfassung in die Wege leitete, eine Amnestie erließ und Pepe zum obersten Heerführer ernannte. Unter dem Jubel des Landes und der Halbinsel trat die neue Kammer zusammen. Aber bald zeigten sich die Schwierigkeiten, auf die eine so rasche Revolution gerade in Süditalien stoßen mußte.

Das nächste war ein Aufstand auf der Insel Sizilien. Hier verlangte man nun die vom König früher versprochene Autonomie. Dann aber kam es zu Morden und Plünderungen, da die bedrückten und elenden Massen gegen die Bürger von Palermo losbrachen. Der Bruder Pepes, Florestan Pepe, der mit 7000 Mann die Ruhe aufrecht erhalten sollte, versprach, um weiteren Kampf zu verhüten, ein eigenes sizilisches Parlament, was aber von dem neapolitanischen nicht genehmigt wurde. Dieses wollte die Insel politisch nicht vom Festland trennen; ihre Deputierten sollten in der Kammer von Neapel sitzen.

Hatte dies schon eine Zersplitterung der revolutionären Kraft zur Folge, so mußte sie nun von der Heiligen Allianz den heftigsten Widerstand fürchten. Metternich berief sofort nach Troppau einen Kongreß der europäischen Mächte, die nach dem von ihm verkündeten System der Intervention

die Revolutionen überall niederschlagen sollten. Der König Ferdinand wurde eingeladen, nach Laibach zu kommen, wo er, frei von jedem Einfluß seiner liberalen Berater, die Mittlerrolle zwischen seinem irregeleiteten Volke und den Staaten, die durch die Revolution bedroht waren, übernehmen sollte.

Nach der neuen Verfassung durfte der Herrscher Siziliens nur mit Erlaubnis der Kammer das Reich verlassen. Diese ward ihm, obwohl Pepe warnte, gewährt, da Ferdinand erklärte, der Einladung nach Laibach nur zur Verteidigung der Verfassung zu folgen, und überdies seinen Sohn, der inzwischen die Regentschaft übernahm, feierlich ermahnte, an der Spanischen Konstitution festzuhalten.

Kaum aber hatte er die Grenze überschritten, als er sofort treulos sein Versprechen brach. Er hatte nur das eine im Sinne gehabt, durch die österreichische Intervention den verhaßten Zwang der Verfassung abzuschütteln; nun ging er gar auf Metternichs Forderung ein, alle Errungenschaften der Revolution für ungültig zu erklären. Inzwischen hatte sein Sohn scheinbar eifrig alles zur Verteidigung des Königreichs vorbereitet, die er doch nur schwächen wollte. Den beiden Generalen Pepe und Carrascosa, die er als Rivalen kannte, vertraute er die Heere an, so daß Pepe die erste Linie in den Abruzzen, Carrascosa die zweite am Garigliano halten sollte. Pepe hatte trotz aller Bemühungen doch in so kurzer Zeit keine kräftige Bewaffnung und Ausbildung der Armee schaffen können; er hatte keine Hoffnung mehr auf Sieg, als er in den Kirchenstaat einfiel und die Österreicher am 7. März 1821 bei Rieti angriff. Seine Milizen konnten gegen den überlegenen Feind nichts ausrichten und zerstreuten sich nach der Niederlage. Carrascosa aber mit dem stärkeren Heere ließ es nicht erst auf Widerstand ankommen, sondern räumte ohne Kampf Capua den Österreichern, die dann am

23. März in Neapel einzogen. Die Kammer protestierte gegen den Völkerrechtsbruch, dann zerstreute sie sich.

Der eidbrüchige König ging nun unter dem Schutz der österreichischen Besatzung an das Werk der Rache. Pepe war entkommen; er trat erst 1848 wieder hervor. Aber jene beiden Offiziere, Morelli und Silvati, die im Juli 1820 das Signal zum Ausbruch der Revolution gegeben hatten, mußten ihre Tat am Galgen büßen.

b) Die Revolution in Piemont (1821).

Es war ein verhängnisvolles Mißgeschick, daß die beiden Revolutionen in Neapel und Piemont nicht zur selben Zeit und im Einverständnis miteinander stattfanden, sondern die zweite erst losbrach, als die erste schon niedergeschlagen war.

Die Reaktion Viktor Emanuels und der Einfluß Österreichs hatten auch in Piemont eine liberale Opposition gezeitigt, die sich in den Geheimbünden der Freimaurer und der Carbonari zusammenschloß und gerade hier, unter der Herrschaft der einzigen einheimischen Dynastie, die Hoffnungen auf eine Einigung der Nation nährte. Überzeugt davon, daß der König keine wirklichen Reformen vornehmen würde, und in Auflehnung gegen den Druck des Adels, des Klerus und der Polizei, waren diese Kreise, darunter viele der unwürdig bevormundeten Turiner Studenten, entschlossen, dem Beispiel Pepes und der siegreichen Umwälzung in Neapel zu folgen. Doch fehlte ihnen ein bedeutendes Haupt, das ihrer Verschwörung Nachdruck geben konnte.

Da bot sich nun die Aussicht, einen Sproß aus der königlichen Familie zu gewinnen, der zudem der künftige Thronfolger war: Karl Albert aus der savoyischen Nebenlinie der Carignano. Damit betritt ein Mann den

Schauplatz, der nun, drei Jahrzehnte mit der Erhebung der Nation eng verbunden, für die Einheit Italiens kämpfen und leiden sollte. Sohn des Prinzen Karl Emanuel, früh verwaist, in Genf und Dijon erzogen, war er bereits von 15 Jahren in das Heer Napoleons eingetreten, dann nach der Restauration trotz seiner 23 Jahre im piemontesischen Heere zum General aufgerückt. Sein tapferes Wesen und seine freisinnigen Anschauungen, aus denen er kein Hehl machte, lenkten die Augen der Verschworenen auf ihn, zumal ihnen auch sein Haß gegen Österreich bekannt war. Vincenzo Monti feierte ihn als „eine Sonne, die vielversprechend am Horizont des Vaterlandes aufgegangen war". Da der regierende König und sein Bruder Karl Felix kinderlos waren, winkte ihm die Krone des Landes.

Am 6. März 1821 schien er auf einer geheimen Zusammenkunft mit Vertretern der Verschwörung geneigt, dieser sich anzuschließen. Allein bald schwankte er wieder, aus Furcht, seine Zukunft sich zu verscherzen und in der Erkenntnis, daß die schwächlich vorbereitete Erhebung nicht zum Ziele führen könne. Er warnte auch die Verschwörer; aber schon war es zu spät.

In Alessandria, der wichtigsten Festung, verkündete am 10. März der Graf Palma die Spanische Verfassung; ein Ausschuß der Carbonari verhieß feierlich dem König von Sardinien die Führung Italiens, der Nation die Unabhängigkeit und ein italienisches Parlament. Das Haupt des Aufstandes, der tapfere und edle Santorre di Santarosa, übernahm in Alessandria den Befehl und erklärte den Krieg an Österreich, weil es überall die Freiheit der Nation verhindere.

In Turin kam es am 11. März nicht zu einem Erfolg der Revolution. Ein Teil der Soldaten blieb dem König treu; und dieser, unter dem Einfluß seiner österreichischen Gemahlin, weigerte sich standhaft, die Spanische Konstitution

zu bewilligen. Er dankte zugunsten seines Bruders Karl Felix ab, bis zu dessen Heimkehr Karl Albert die Regentschaft führen sollte. Der neue Regent, von den Männern der Revolution gedrängt, verkündete noch am 13. März die Spanische Konstitution und berief bis zum Zusammentritt des Parlaments eine provisorische Junta, ja, er leistete den Eid auf die Verfassung. Schon aber ging er mit der Absicht um, alle Versprechungen als erzwungen zu bezeichnen, um sich so vor dem Verlust seines Thronfolgerechts zu sichern. Und als nun der neue König Karl Felix in einem Edikt von Modena aus alle Revolutionäre als Rebellen und ihre Neuerungen als ungültig erklärte, dem Regenten aber befahl, sich nach Novara zu den treugebliebenen Truppen unter dem General Della Torre zu begeben, gehorchte Karl Albert und legte dort unter Protest gegen die ihm erpreßte Verfassung am 23. März seine Stellvertretung nieder.

Damit waren die Hoffnungen der Erhebung im Keime geknickt. Schon hatte Karl Felix die Österreicher zu Hilfe gerufen, die sich unter Bubna, 15 000 Mann stark, in Bewegung setzten. Dazu kam die Nachricht von der Niederlage Pepes aus Neapel. Trotzdem wagte Santarosa den Kampf mit einem kleinen Heere von kaum 5000, das gegen Della Torres Übermacht zog. Bei Novara und Vercelli wurde es zum Rückzug gezwungen. Bubna nahm Alessandria, Della Torre zog am 10. April 1821 in Turin ein. Die Aufständischen, an Zahl über tausend, flüchteten nach Genua, von da ins Exil.

Santarosa schrieb in der Verbannung seine „Erinnerungen an die Piemontesische Revolution", worin er weissagte, daß die Emanzipation Italiens ein Ereignis des 19. Jahrhunderts sein würde. In Frankreich von der Polizei verfolgt, in England mit der Not kämpfend, ging er dann nach Griechenland, wo er 1825 bei der Ver-

teidigung von Navarino gegen die Türken den Heldentod starb.

Karl Albert hatte Mühe, sein in den Augen der Heiligen Allianz unverzeihliches Verhalten zu sühnen. Schon sollte er sich als Angeklagter vor dem Kongreß von Verona stellen, als sein Schwiegervater, der Großherzog von Toscana, diese Schmach verhinderte. Dann fand er eine Gelegenheit, seine Reue zu bezeigen, indem er auf französischer Seite gegen die spanische Revolution kämpfte und sie bei Cadiz niederwerfen half. Nun nahm ihn Metternich wieder zu Gnaden an.

In Piemont begann die Reaktion ihre Rache mit der Einsetzung außerordentlicher Gerichte. Da die meisten Verschwörer geflohen waren, mußte man sich mit Einziehung ihrer Güter begnügen. Die österreichischen Truppen blieben bis September 1823 im Lande, was dem Staate Piemont 18 Millionen Lire kostete. Bubna aber schickte die Schlüssel von Alessandria nach Wien, um dem König den Schimpf zu bereiten, sie aus den Händen des Kaisers Franz wiederzuerhalten. Damit wollte Metternich den Italienern zeigen, daß von dem Vasallen Österreichs in Turin nichts mehr zu erhoffen sei.

3. Die neue Reaktionszeit 1822—1830.

Es war zu befürchten, daß durch die Niederlagen der Aufstände in Neapel und Piemont die österreichischen Landesteile Italiens stark in Mitleidenschaft gezogen werden würden. Denn hier, besonders in der Lombardei, war schon vorher eine liberale Bewegung entstanden, gegen die man nun, wegen Begünstigung der benachbarten Revolution, Grund zum Vorgehen zu haben glaubte.

In Mailand war der Graf Friedrich Confalonieri die Seele der Carbonaria. 1818 hatte er eine

politische Gesellschaft begründet, der die besten lombardischen Patrioten angehörten; eine Zeitschrift „Conciliatore“, die ihren Ideen Ausdruck gab, wurde im Oktober 1819 unterdrückt. Diese Kreise standen mit der Verschwörung in Piemont in Verbindung: sie wollten losschlagen, wenn die Aufständischen den Ticino überschritten. Aber Confalonieri warnte Santarosa im März 1821 vor der Hoffnung auf eine lombardische Erhebung.

Die österreichische Polizei hatte von der geheimen Verbindung Wind bekommen und ging nun mit ähnlichen Inquisitionen und Strafen gegen die Verdächtigen vor wie zur selben Zeit in Deutschland das Verfahren gegen die Burschenschaft. Confalonieri, Georg Pallavicino und andere Patrioten wurden zwei Jahre lang im Gefängnis verhört, sodann zum Tode verurteilt und zu lebenslänglicher Kerkerhaft begnadigt, die sie auf dem Spielberg bei Brünn zu verbüßen hatten.

Keiner aber von den unglücklichen Insassen dieser Festung hat soviel Mitleid erregt wie der Dichter Silvio Pellico. Er war Carbonaro und Mitarbeiter des „Conciliatore“ gewesen. Im Oktober 1820 wurde er verhaftet, blieb vier Monate in Mailand eingekerkert, wurde dann unter die Bleidächer nach Venedig gebracht, wo er erst im Februar 1822 sein Todesurteil und die Begnadigung zu 15jähriger Festungsstrafe erfuhr. Zehn Jahre hat er dann auf dem Spielberg gesessen. Freigelassen, schrieb er seine berühmte Schrift „le mie prigioni“, die, gerade weil sie still und heiter ohne jede Erbitterung die furchtbaren Leiden der Sträflinge schilderte, mehr als die übrige Literatur dazu beitrug, den Haß gegen Österreich ins Volk zu tragen.

Während in Modena Franz IV., dem Lafayette den Beinamen „Tiranello“ gegeben hatte, sein despotisches Regiment weiterführte, während in Neapel Franz I.

(seit 1825) nach den Methoden seiner Väter sein Volk knechtete und durch Ausnutzung aller schlechten Leidenschaften die bourbonische Herrschaft aufrecht erhielt, hatten sich die Dinge im *Kirchenstaat* noch wesentlich verschlechtert. War schon Pius VII. mit den Kirchenstrafen gegen die Carbonari eingeschritten, so wollte sein Nachfolger (seit 1823), Leo XII. die liberalen Sekten in Blut ersticken. Um nicht Metternich einen Vorwand zum Einschreiten im Kirchenstaat zu geben, mußte der Kardinal Rivarola in Ravenna ein Bluttribunal einsetzen: ein einziger Richterspruch traf 522 Bürger (31. August 1825). „Die böse Pflanze" völlig auszurotten, war sein Nachfolger, der Kardinal Invernizzi, mit furchtbaren Mitteln bestrebt. Aber nach dem Tode Leos (1829) brachen schon in Cesena und Imola Unruhen aus, in Bologna widersetzten sich die Studenten der Absetzung liberaler Professoren. Die Saat des Hasses gegen die päpstliche Herrschaft sollte bald aufgehen.

Dazu kam, daß auch die Reformen Consalvis unter Leo XII. rückgängig gemacht wurden. Die Verwaltung, zu der er die Laien zugelassen hatte, wurde wieder den Priestern übertragen, das Kollegium Romanum den Jesuiten zurückgegeben, alle hohen und niederen Schulen unter eine kirchliche Kongregation gestellt und die Gerichte der Willkür ausgeliefert. An der Vernachlässigung jeder Gesundheitspflege und dem Verbot der Impfung erkannte die Welt, daß nach wie vor die weltliche Herrschaft des Papstes sich der rückständigsten Einrichtungen in der Christenheit rühmen könne.

Der einzige Staat Italiens, der jetzt, wie im 18. Jahrhundert, durch gute Verwaltung und moderne Zustände sich auszeichnete, war *Toskana*. Den Bahnen Ferdinands III. folgte 1824 sein Sohn Leopold II., indem er mutig den Versuchen Metternichs sich entzog, das öster-

reichische System auch am Arno gewähren zu lassen. Dort waren die philhellenischen Geldsammlungen erlaubt, dort durfte Guerrazzi in seinen Dichtungen die Jugend zum Kampf für die Freiheit aufrufen; ja selbst die flüchtigen Revolutionäre Piemonts und Neapels konnten sich dort, trotz der Mahnungen aus Wien, aufhalten, bevor sie nach Amerika entflohen.

So schien in Italien die Beruhigung eingetreten zu sein, die nur die Ruhe des Kirchhofs war, als durch die Juli-Revolution die Versuche der Patrioten in neuen Aufständen sich entluden.

II.

Von der Juli- bis zur Februarrevolution (1830—1848).

1. Die Erhebungen nach der Julirevolution im Kirchenstaat (1831/32).

Die Heilige Allianz mit ihrem Interventionsprinzip hatte schon in den zwanziger Jahren durch die Erhebung der Griechen gegen die Türkenherrschaft Schiffbruch erlitten; hier sah man, wie nach dem Auseinandergehen Österreichs und Rußlands eine Revolution die Verträge von 1815 siegreich zerriß.

Die französische Revolution vom Juli 1830 sollte diese neue europäische Bewegung gewaltig verstärken. Die Bourbonen wurden vertrieben, und das Bürgerkönigtum kam durch den Sieg der Barrikadenkämpfer auf den Thron. Aber größer noch waren die Folgen für das übrige Europa. Die Polen erhoben sich und wurden nur mühevoll vom Zaren niedergeschlagen; auch Deutschland blieb nicht unberührt von den Folgen der Juli-Umwälzung. Vor allem aber zeigte der Abfall der südlichen Niederlande von den nördlichen und die Begründung eines neuen Staates, Belgiens, daß die Wiener Satzungen von 1815 durchbrochen und auch von ihrem Schöpfer Metternich nicht mehr gerettet werden konnten. Schon war der Bund der liberalen Westmächte, Englands und Frankreichs, entstanden, der gegen die konservativen der Heiligen Allianz gerichtet war; schon verkündete Louis Philipp das Prinzip

der Nicht-Intervention, das den Nationen die eigene Bestimmung über ihr Geschick verschaffen wollte.

Wie sollten da nicht auch die Hoffnungen der Italiener einen neuen Aufschwung erhalten! Gleichwie die Revolutionen von 1820/21 durch die siegreiche spanische Erhebung den Anstoß empfangen hatten, so mußte der Erfolg der Pariser von 1830 auch in Italien zu weiteren Versuchen der Befreiung anregen. Die Dichter erhoben ihre Stimmen kühner zum Ruf für die Erlösung der Nation, die Lord Byron schon 1818 im „Childe Harold" so ergreifend die „Niobe der Nationen" genannt hatte. Paolo Costa erhoffte vom „einunddreißigsten Jahre" die große Schicksalswende, Gabriel Rosetti schickte von London aus mit der Klage des Verbannten den Ruf „Steh auf, steh auf vom tiefen Schlaf!", Giovanni Berchet mahnte die Söhne Italiens von den Alpen bis zur Meerenge daran, die Waffen mutig zu ergreifen unter dem dreifarbigen Banner: grün, rot, weiß.

Aber wie gering war der Erfolg, wie ohnmächtig schon die Erhebung selbst! Die größeren Staaten, Piemont, Neapel, im Banne ihrer Machthaber, brachten es überhaupt zu keiner Revolution, geschweige denn Lombardo-Venetien; nur die kleineren Herrschaften in Mittelitalien sahen einige schwächliche Aufstände, die zum Scheitern verurteilt waren, wenn die erhoffte Hilfe Frankreichs ausblieb und Österreich ungehindert wieder einschreiten konnte.

In Modena sollte am 5. Februar 1831 die von Paris aus vorbereitete Verschwörung losbrechen. Aber jener kleine Tyrann Franz IV., der zuerst selbst den Ehrgeiz gehabt hatte, der Louis Philipp Italiens zu werden, kam dem Komplott zuvor, indem er am 3. Februar die Verschwörer, mit denen er vorher selbst in Verbindung gestanden, in ihrem Hause umzingeln, beschießen und festnehmen ließ. Ihr Haupt, Ciro Menotti, sollte bald die

Rache des fürstlichen Lockspitzels fühlen. Am Tage zuvor hatten in Rom angesichts der Gefahr die Kardinäle den neuen Papst Gregor XVI. gewählt, der, als Kamaldulenser-General ein starrer Feind jeder Neuerung, zugleich unter dem Einfluß der Jesuiten, am 15. August 1832 einen Hirtenbrief erließ, der die Gewissens- und Preßfreiheit völlig verwarf. Der Kirchenstaat blieb unter ihm, zur Freude der Künstler, von Eisenbahn und Gasbeleuchtung verschont.

Am 5. Februar brach in Bologna die Revolution aus: eine provisorische Regierung erklärte die weltliche Herrschaft des Papstes für beseitigt, am 4. März trat eine Konstituante zusammen, um die Verfassung der „Vereinigten Provinzen von Italien" zu beraten. Die päpstlichen Gebiete der Legationen und der Marken schlossen sich mit denen der vertriebenen Fürsten von Modena und Parma zu einer Republik zusammen. Und nun vollzieht sich eine Wandlung in der Geschichte der italienischen Einigungsbestrebungen: es ist nicht mehr die Sekte der Carbonari, die in geheimer Verschwörung wirkt, sondern überall weht das nationale Banner des Königreichs Italien. Schon hat die napoleonische Legende auch hier den großen Kaiser als den Begründer der italienischen Freiheit zu Ehren gebracht. Zwei seiner Neffen, die Söhne der Hortense, ergreifen die Führung, von denen der eine hier plötzlich starb, der andere aber, Louis Napoleon, 28 Jahre später der Einigung Italiens zum Siege verhelfen sollte, nachdem er 1831 in seinem ersten politischen Versuch, nach der Weisung seiner Mutter, sich zur italienischen Revolution bekannt hatte. Aber gerade diese Beteiligung der Napoleoniden trug dazu bei, daß Louis Philippe sein Versprechen brach, mit dem er die Italiener zum Aufstand ermutigt hatte; mehr noch verhinderte ihn die Angst vor den Heeren der Heiligen Allianz, seine neue Herrschaft aufs Spiel zu setzen und den trügenden Worten entschlossene

Taten folgen zu lassen. Metternich durchschaute die leeren Drohungen des Bürgerkönigs und ließ auf den Hilferuf des Papstes österreichische Truppen einrücken, die am 19. März Bologna, dann Rimini und Ankona besetzten, das Revolutionsheer schlugen und die provisorische Regierung am 26. zur Unterwerfung zwangen. So war in wenigen Tagen die Revolution in Mittelitalien niedergeworfen, ohne daß Frankreich zur Verteidigung seines Nicht-Interventionsprinzips die Hand gerührt hätte. Die vertriebene Kaiserin Marie Luise wurde nach Parma, Franz IV. nach Modena zurückgeführt; der Herzog erklärte, nun „die heiligste Pflicht eines Souveräns, die Bestrafung der Rebellen, erfüllen zu wollen" und ließ den von ihm verratenen Menotti aufknüpfen.

Inzwischen war der kräftige Casimir Périer in Frankreich Minister geworden, der sich jeder Einmischung in Italien enthalten wollte, aber auch die Entfernung der Österreicher forderte. Metternich ging darauf ein, hatte er doch sein Ziel erreicht; doch versprach er insgeheim der Kurie, bei neuer Rebellion ihr wiederum zu helfen. So zogen im Juli 1831 die Österreicher ab, und Metternich schloß sich sogar den anderen Mächten an, die vom Papste Reformen für seinen Staat forderten; berichtete doch sein Bevollmächtigter v. Prokesch-Osten aus Bologna: „Niederträchtiger regiert, als dies Land, ist wohl keins in Europa." Der Papst gab zwar einige Reformen, wies aber die Hauptforderung zurück, wonach zu den obrigkeitlichen Ämtern Laien zugelassen werden sollten; dies verstieß ja gegen das Wesen der Theokratie, die immer Kastenherrschaft ist. Der Kardinal Bernetti erklärte: „Der Heilige Vater wisse besser als jeder andere, was seinen Untertanen fromme."

In den Legationen begann nun die Reaktion an den Rebellen ihr Mütchen zu kühlen; die Schlüssel-Soldaten

plünderten und mordeten in den wiederbesetzten Gebieten, so daß in der Romagna im Januar 1832 eine neue Erhebung ausbrach. Der Papst, seiner Söldner nicht sicher, rief vertragsmäßig Österreichs Hilfe an, und am 28. Januar 1832 rückten die Weißröcke unter Radetzky wieder in Bologna ein, von dem Volk mit Freuden empfangen, konnte es von ihnen doch Schutz gegen die päpstlichen Banden erwarten.

Sofort aber machte auch Périer seine Drohung wahr; 1500 Franzosen landeten am 22. Februar 1832 in Ancona, und ein Manifest verkündete den Italienern, daß Frankreich überall die Freiheit der Völker gegen Despotie schütze. Wie bald aber zeigte sich, daß dieser, von der liberalen Welt hoffnungsvoll begrüßte Schritt nur ein Theatercoup war, den man mit Recht bald spöttisch „die Anconade" nannte. Denn nicht zum Schutz der Freiheit, sondern als Schergen des Papstes hielten die Franzosen nun fast sieben Jahre lang in der Hafenstadt aus, solange die Österreicher im Kirchenstaate blieben; im Dezember 1838 erst verließen beide das Land.

Das waren die politischen Folgen der Erhebung von 1831. Aufs neue hatte die Fremdherrschaft sich stark gezeigt; und stärker als zuvor lastete die Hand des Kaisers auf der Halbinsel. Aber wenn man die Österreicher fürchtete und haßte, so verachtete man Frankreich, das mit leeren Versprechen die Liberalen betrogen und sie dann im Stiche gelassen hatte. Der alte Fluch Italiens wirkte fort, daß es die Beute der rivalisierenden Mächte Österreich und Frankreich sein sollte und daß ihr Interesse die Schwäche Italiens und die Aufrechthaltung der weltlichen Papstherrschaft erfordere. Nur von der Einigkeit und dem Zusammenhalten aller italienischen Staaten, von dem soeben nichts sich gezeigt hatte, konnte die Einigung der Nation erwartet werden.

2. Giuseppe Mazzini und das Junge Italien.

Als im April 1821 die piemontesischen Revolutionäre auf der Flucht vor den Österreichern und der siegreichen Reaktion nach Genua strömten, um von dort in die Verbannung zu entkommen, ging ein Jüngling, Joseph Mazzini, mit seiner Mutter durch die Strada Nuova; und so tief war der Eindruck auf den Sechszehnjährigen, daß (wie er selbst erzählt) die Not der Vertriebenen ihm zum ersten Male den Gedanken seines Lebens eingab: für die Freiheit des Vaterlandes zu kämpfen. 1829 trat der Advokat Mazzini als Publizist zuerst in den Kampf ein, und schon 1830 büßte er im Gefängnis von Savona als Carbonaro sein freies Wort. Von Marseille aus schrieb dann 1831 Mazzini an Karl Albert, der soeben den Thron bestiegen, jenen berühmten Brief, der ihn aufforderte, die „Einheit, Freiheit, Unabhängigkeit" auf sein Banner zu schreiben, und mit den Worten schloß: Die Zukunft werde zeigen, ob der König der erste unter den Männern Italiens oder der letzte seiner Tyrannen gewesen.

Damit beginnt nun die vierzigjährige rastlose Tätigkeit eines Mannes, dessen Charakterbild noch bis heute in der Geschichte schwankt: Die einen, die noch ganz unter dem dämonischen Zauber des Mannes stehen, halten ihn für den eigentlichen und ersten Apostel der italienischen Einheit, dem es gelungen, durch seinen feurigen Antrieb den geheimen Kampf immer im Fluß zu erhalten und die Jugend zum Martyrium für das Vaterland zu erziehen; die anderen sehen in ihm nur den Verschwörer, der das Werk der Sekten fortgesetzt, die Jugend zu fruchtlosen Unternehmungen fortgerissen und geopfert, durch seinen Radikalismus die innere Einigkeit in entscheidenden Stunden gefährdet und die Erhebung überstürzt habe, bevor die Erziehung der Nation zu allgemeiner und wirksamer Tätigkeit gediehen

war. Wir werden heute wohl der zweiten Ansicht recht geben, aber doch auch sagen: so sicher die Einigung Italiens nicht auf den versteckten Wegen und mit den oft schädlichen Mitteln Mazzinis zu erreichen war, so wenig können wir uns auch seinen rastlos anfeuernden, ganz dem Vaterlande geweihten Idealismus aus der großen nationalen Bewegung Italiens und Europas hinwegdenken.

1832 gründete Mazzini die Gesellschaft „Giovane Italia". Dies „Junge Italien" sollte keine Sekte sein und sich von der Carbonaria unterscheiden, der er vorwarf, von den Fürsten und der auswärtigen Hilfe erhofft zu haben, was nur durch feste Grundsätze und Ziele mittels der Masse der Nation und ihrer Jugend zu erreichen sei. Er wollte sein Volk erziehen, nicht materialistisch, macchiavellistisch und franzosengläubig, sondern durch eine moralische Erneuerung, die ans Religiöse streife, durch den Kultus der Gerechtigkeit und Wahrheit, durch Emporheben zu nationaler Hingabe, zu anhaltendem Opfermut. Durch eigene Kraft, nicht durch fremde Hilfe, sollte Italien eine Nation von Freien und Gleichen werden: einheitlich, unabhängig und souverän. Das Ziel ist eine Republik, die alle italienisch Sprechenden in sich fasse.

Es war verhängnisvoll, daß Mazzinis doktrinärer Idealismus nur von der Republik das Heil erwartete; damit wurde er ein Gegner aller Einheitskämpfe, die allein durch praktische Politik und durch militärische Mittel eines bestehenden monarchischen Staates das Ziel erreichen zu können glaubten. Und ferner war sein Ideal, so sehr er sich gegen französische Einflüsse sträubte, doch die Lehre von 1789: Die Revolution, auf die er hoffte, sollte nicht vom Bürgertum, sondern von den Massen ausgehen, und aus der nationalen dann eine soziale Bewegung entstehen. Ob das italienische Volk schon zu einer Herrschaft des

Demos, zum allgemeinen Wahlrecht, wie er es forderte, zur Gleichheit bürgerlicher und politischer Rechte reif sei, oder ob nun das Einigungswerk so lange warten sollte, bis dies Erziehungswerk vollbracht, das war Mazzini selbst nicht klar. Sein Optimismus wollte rasche Resultate, und sofort ging er ans Werk und weihte seine Jünger einem Martyrium, das keine Früchte, nur stärkere Verfolgung bringen konnte.

Karl Albert, der sich von den revolutionären Einbruchsversuchen der Mazzinianer am nächsten bedroht fühlte, verkündete schon 1832 die schwersten Strafen gegen sie. Trotzdem erhob sich in Genua 1833 Mazzinis innigster Vertrauter Ruffini; er büßte im Kerker. Dann leitete Mazzini von Genf aus einen Einfall in Savoyen, den der Savoyarde Ramorino führen sollte. Auch er scheiterte, da er bereits vorher verraten war; an ihm beteiligte sich schon ein junger Seemann, der nun in contumaciam zum Tode verurteilt wurde: Giuseppe Garibaldi.

Es war klar, daß diese heroischen „Putsche" keinen Erfolg haben konnten. Und so ging es allen, die noch bis zum Jahre 1848 in tollkühnem Opfermut erreichen wollten, was so nicht gelingen konnte. Im Kirchenstaat wollten die Bewegungen nicht zur Ruhe kommen, in Rimini erhob sich 1845 eine neue, deren Urheber aber bald vor anrückenden Päpstlichen die Flucht ergriffen. Besonders aber gegen die Bourbonendespotie in Neapel richteten sich neue Versuche, wo seit 1830 Ferdinand II. mit den Mitteln seiner Vorgänger herrschte. Sein Polizeiminister Del Carretto war selbst Mitglied der Carbonari, dann ihr Verräter gewesen; seinem Spürauge entging keine Verschwörung.

Ein Attentat der Brüder Rossaroli auf den König wurde entdeckt, ein Aufstand in Cosenza 1844 noch vor dem Losschlagen erstickt und blutig bestraft, was die Einkerkerung

der besten Patrioten Neapels — unter ihnen Carlo Poërio, der Bruder des Dichters Alessandro — zur Folge hatte. Aber keine Opfertat hat soviel Tränen und neuen Haß hervorgerufen wie die der Brüder Attilio und Emilio Bandiera, der Söhne des berühmten österreichischen Admirals. Seit 1842 im Briefwechsel mit Mazzini, wollten die schwärmerischen Jünglinge ein neues Beispiel für die Befreiung des Vaterlandes geben. Von der venetianischen Polizei beobachtet und nach Korfu entflohen, ließen sie sich weder durch Zusicherung der Straflosigkeit noch durch das Flehen ihrer Mutter von ihrem Plan abbringen. Sie forderten offen zum Hochverrat auf und hofften wirklich auf Massendesertionen in der Armee und Flotte Österreichs; ebenso ließen sie sich durch falsche Berichte über den gelungenen Aufstand in Kalabrien verlocken, im Juni 1844 mit 20 Gefährten an der Mündung des Neto zu landen. Aber der Verräter war unter ihnen; sie wurden gefangen, heimlich abgeurteilt und am 25. Juli mit sieben Genossen in Cosenza erschossen. Freudig gingen sie in den Tod mit dem Ruf: Viva l'Italia!

3. Die literarischen Vorkämpfer der Vierziger Jahre.

Während Mazzinis Verschwörertaktik nutzlose Opfer brachte und die Tyrannen nur noch ängstlicher unter die Fittiche des Doppeladlers flüchten ließ, brach sich bei den besten Geistern immer mehr die Überzeugung Bahn, daß nur durch ehrlichen Kampf und durch offene Aussprache die Einigung der Nation in die Wege zu leiten sei; daß erst allmählich durch emsige Arbeit das Volk erzogen werden müsse, um die vielhundertjährigen Fehler abzulegen, die durch Pfaffendruck, Fremdherrschaft und Verweichlichung dem italienischen Charakter sich eingeprägt hatten. Dabei ergab es sich bald, daß nur die ge-

bildeten bürgerlichen Kreise den Reformideen zugänglich waren, da in den höheren noch vielfach bequeme Gleichgültigkeit und französische Frivolität, in den unteren völlige Unbildung herrschte. Wie in Deutschland, so waren auch in Italien seit 1839 die jährlichen Gelehrtenkongresse Mittel zur politischen Verständigung; die Geschichtschreibung eines Sismondi und eines Cantu beschritt neue Bahnen des Nationalbewußtseins. Die Dichter unter der Ägide Dantes, dessen Name das Symbol der Einheit wurde, und die Schriftsteller, seit 1846 um die Zeitschrift „Antologia italiana“ gesammelt, erfüllten sich mit den Ideen der Freiheit und nährten die Flamme des Patriotismus im Vaterlande.

Wie in Deutschland wurde es aber auch hier jedem politisch Denkenden klar, daß mit all diesen Anregungen, ja selbst mit der Übereinstimmung im Ziel noch nichts für den Weg, für die praktischen Mittel gewonnen war, das Ziel zu erreichen. Sobald man an die Frage ging, wie denn nun die Zukunft Italiens sich gestalten, welchen Umfang, welches Oberhaupt, welche Regierungsform die geeinigte Nation haben solle, gab es keine einstimmige Antwort, ja, es zeigte sich, wie wenig reif noch die Gebildeten, wie stark ihre Hoffnungen mit Illusionen, ihre Pläne mit Utopien, ihre Vorschläge mit unpraktischen Ideen gepaart waren. Es bedurfte erst großer literarischer Produkte, an denen dann Diskussion und Kritik ansetzen und die Meinungen sich klären konnten.

1843 erschien die Schrift des Vincenzo Gioberti „Vom moralischen und bürgerlichen Vorrang der Italiener“. Der Verfasser, 1801 in Turin geboren, hatte Theologie und Philosophie studiert, war 1831 Kaplan des Königs Karl Albert, dann aber, ohne zu Mazzinis Jung-Italien zu gehören, dennoch wegen seiner freisinnigen Richtung den Jesuiten verdächtig, in die Verbannung gegangen,

wo er in Brüssel Lehrer war. Sein Werk, dem frommen Märtyrer Pellico gewidmet, war nichts anderes als eine Verherrlichung Italiens, der „nazione sovranaturale“, der der Primat über alle anderen zukomme, weil sie als Sitz des Oberhauptes des Katholizismus Ausgangspunkt aller Kultur sei. Das Papsttum sei nie ein Hindernis der Einheit Italiens gewesen, seine Herrschaft und seine Traditionen gäben Italien eine kosmopolitische, universale Bestimmung. Weil es von der Idee des Katholizismus durchdrungen sei, habe es damit den ersten Rang in der Theologie, aber auch in den anderen Wissenschaften, in Kunst und Literatur: Rom und Florenz seien die Brennpunkte der italienischen Ellipse. Die Ohnmacht der Nation komme nicht vom Klerus oder von den Regierungen, sondern vom Müßiggang und von der Schwäche seiner Schriftsteller. Er stellt sein Ideal eines Schriftstellers auf, der Priester und Prophet der öffentlichen Meinung, Diktator über die Geister sein müsse.

Die Einigung Italiens könne nur vom Papste ausgehen, der das Haupt einer Bundesidee italienischer Staaten sein soll; er würde als Oberhaupt keine Gefahr für die Souveränität der Einzelstaaten sein, sondern ein idealer Doge und Gonfaloniere der italischen Konföderation, aber darüber hinaus auch Schiedsrichter und Friedensstifter für ganz Europa, Protektor der lateinischen Rasse und von Rom aus Leiter der Geschicke der Welt.

Das war das Programm des Neuguelfentums, das, ganz mittelalterlich gerichtet, in einer neuen Zeit die Idee verwirklichen wollte, woran die großen guelfischen Päpste, der Orsini Nikolaus III. und der Rovere Julius II., gescheitert waren. Aber, war es ein Phantast, der diese Träume von seiner Dachkammer im Brüssler Exil in die Welt sandte, so stehen seine Ansichten doch nicht vereinzelt da. Bonald und de Maistre hatten im Papsttum die

Schutzmacht der Restauration gesehen, Lamennais und Lacordaire von ihm die demokratisch-religiöse Reform erwartet; und gerade, weil die Päpste ihrer Zeit ihrem Ideal so wenig entsprachen, hatten sie ihre phantastischen Hoffnungen auf einen Zukunftspapst gesetzt. Aber wie die französischen Papstschwärmer sehr bald die strafende Hand Roms zu fühlen bekamen, sollte auch Gioberti keinen Dank von dem Pontifex haben, dessen Bedeutung er zu schwindelnder Höhe steigern wollte. Den Jesuiten war sein Überschwang verdächtig, und als er nun 1846 in seinem „Gesuita moderno" seinen tiefen Haß gegen die Jünger Loyolas offenbarte, die er für den sittlichen Verfall Italiens verantwortlich machte, da betrachtete die Kurie ihn sofort als Feind, während auch er schon eine innere Wandlung durchmachte, die ihn bald von seiner Schwärmerei geheilt zeigte. Daß diese ihn nicht ganz des politischen Blickes beraubt hatte, bekundete übrigens schon seine Auffassung der Stellung, die er seinem Heimatstaat Piemont in seinen Plänen anwies: Das Haus Savoyen sollte der Schirmvogt der Kirche sein, von Gott und seinen Traditionen vorausbestimmt, den italienischen Bund durchzuführen und fremde Einmischung abzuwehren. Wie sich dann in Wirklichkeit die oberste Leitung des Papstes mit der politischen Führung Piemonts vertragen sollte, das wollte und konnte der Idealist nicht sagen. Wohl aber setzte hier die Kritik seiner Entwürfe ein, die wahrlich vom Standpunkt des Realpolitikers nicht schwer war.

Cesare Balbo war es, der 1844 in seinen „Hoffnungen Italiens" (Speranze d'Italia) zum ersten Male die Redensarten und Illusionen, an denen die romanischen Nationen so gern sich berauschen, zerstörte und der Wahrheit ins Gesicht sah.

Balbo war 1789 in Turin geboren, seit seinem 18. Jahr in den Staatsgeschäften zu Hause, Offizier und Diplomat,

Geschichtsforscher und -schreiber — in allem das Gegenstück zu dem theologisch-philosophischen Gioberti, dessen „Primato“ er als Schimäre bezeichnet. Ebenso hält er Mazzinis Ideen nicht für ausführbar, da er, wie die anderen Realpolitiker, damals eine Einigung des ganzen Italiens, ein Königreich Italien im Sinne Napoleons, noch für unmöglich hielt. Auch weist er den Vorschlag Ferraris zurück, der eine Anzahl kleiner Republiken um einen Zentralstaat aufstellen wollte. Auf das Papsttum als Kraft der Regeneration will auch Balbo nicht verzichten, aber als führende politische Macht lehnt er es ab. Seine Idee ist ein lombardischer Staatenbund, an dessen Spitze Sardinien stehen solle; diesem solle Lombardo-Venetien zufallen, während Österreich sich donauabwärts in der Türkei entschädigen mag. Das Königreich beider Sizilien soll bestehen bleiben und sich nach dem Orient vergrößern.

Man sieht hier eine durchaus konservative Anschauung, die durch Reformation, nicht durch Revolution, die Einheit Italiens herstellen will. Verbesserung der Heere als nationales Erziehungsmittel, Schaffung einer Marine, Reform der Universitäten nach deutschem Muster, Zollbündnis als Einigungsmittel wie der Preußische Zollverein: alle diese Vorschläge zeigten den besonnenen, gemäßigten Politiker, der zwar Freiheit erstrebt und freiheitliche Konstitutionen nach englischem Muster befürwortet, aber die Führung den Fürsten geben und erst die Unabhängigkeit des Vaterlandes durchsetzen will, damit niemals die auswärtigen Mächte sich einmischen, denen man die Freiheit nicht verdanken dürfe.

Zu hohen Sätzen erhebt sich der nüchterne Staatsmann, wenn er sein Volk zur moralischen Läuterung, zur Arbeit an sich selbst mahnt: „Eine Nation, die sich nicht verderben lassen *will*, läßt sich auch nicht verderben“, und den tiefen Satz prägt: „Christliche Nationen können wohl erkranken,

aber niemals sterben[1])." Und überall blickte der praktische Zweck hindurch: die Verkündigung des Hauses Piemont, das vom Geschick zur politischen Einigungsvormacht in Italien ausersehen sei, wie Preußen in Deutschland.

Durfte man in diesen Ausführungen einen Appell an Karl Albert sehen, dem Balbo so hohe Aufgaben stellte, so waren die Schriften des dritten literarischen Piemontesen, des Massimo d'Azeglio, nun ganz offen von der Zuversicht auf Sardinien getragen. In diesem patriotischen Künstler, der zugleich Dichter und Maler, Publizist und Staatsmann war, hat der italienische Genius einen seiner vornehmsten und liebenswürdigsten Vertreter gefunden. 1798 in Turin geboren, wurde er gegen seine Neigung Kavallerieoffizier, folgte dann aber seinem Triebe zur Malerei und durchzog bald als gefeierter Landschafter die Halbinsel, ebenso durch seine Liebenswürdigkeit wie durch seine Schriften für die nationalen Ziele werbend und gewinnend. In seiner berühmten Schrift „Die letzten Vorfälle in der Romagna" (Degli ultimi casi di Romagna) gab er 1846 seinem Volke die erste wahrhaft politische Schrift, indem er, an den unglücklichen Aufstand in Rimini 1845 anknüpfend, dem Unwesen der Konspirationen entgegentrat, wie er selbst die Erhebung widerraten hatte, und auf greifbare politische Ziele, auf geduldige Arbeit, auf gründliche Reformen drang. Auch Azeglio spricht mit Verehrung von dem Katholizismus und seinem Oberhaupt; aber er geißelt furchtlos alle Schäden der päpstlichen Verwaltung in der Romagna, die Unfähigkeit der Delegaten, die Willkür der Rechtsprechung, die Ohnmacht der obersten Leitung in Rom, die ihre Beamten in den Provinzen frei

---

[1]) Kraus (Cavour 33) irrt, wenn er dagegen geltend macht, daß doch die ganze christliche Zivilisation des Orients und Nordafrikas dahingestorben sei; das waren ja aber keine Nationen, sondern ein Völkerchaos.

schalten ließe. So erklärt er die Aufstände in der Romagna durch die Verzweiflung des Volkes, aber er billigt sie nicht, weil alle diese kleinen Erhebungen schädlich und fruchtlos seien: statt dessen sollte eine öffentliche Agitation die liberalen Forderungen durchsetzen.

Das war der Anfang einer konstitutionellen Parteibewegung, die gegenüber Mazzinis Jungitalien nun ihr Programm verkündete: keine Revolutionen, sondern Reformen, und der Unabhängigkeitskrieg nicht Sache der Volkserhebung, sondern der italienischen Fürsten, die ihn führen sollten!

Azeglios Schrift erregte das größte Aufsehen; die Höfe von Rom und Wien ruhten nicht, bis Leopold von Toskana das Buch verboten und den kühnen Verfasser ausgewiesen hatte. Auch in Sardinien gab man sich das Ansehen, als wenn hier die Gedanken dieser liberalen Neuerer verpönt seien. Aber man ahnte und erfuhr denn doch, daß Karl Albert den Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht gleichgültig gegenüberstand.

Noch eine vierte Schrift hat im selben Jahre die gleichen Ideen verfochten, und es war kein Zufall, daß auch ihr Verfasser Piemontese war: Giacomo Durando aus Mondovi. Auch er hatte schon 1831 als Teilnehmer an einem politischen Komplott fliehen müssen, hatte dann bis 1843 auf der Pyrenäischen Halbinsel tapfer gekämpft und war eben in die Heimat zurückgekehrt, wo er 1846 seine Schrift „Über die italienische Nationalität" herausgab. Als Soldat geht er von strategisch-geographischen Gesichtspunkten aus und sieht in dem trennenden Rücken des Apennin die Hinderung für die völlige politische Einheit der Halbinsel; daher sollten die Reiche Sardinien und Sizilien fest verbündet allein die Einigung, wenn nötig im Abwehrkampfe gegen Österreich, durchsetzen, alle übrigen Staaten, auch der Kirchenstaat, beseitigt werden. Auch

Durando legte der Einwirkung der öffentlichen Meinung auf die Könige Piemonts und Neapels die größte Bedeutung bei; auch er sah nur in einem konstitutionellen Regiment das Heil jener Fürsten und der Nation. Die durchdachte, anschauliche Art Durandos verschaffte seiner Schrift große Anerkennung, so daß sie in wenigen Wochen sieben Auflagen erlebte, während dem Verfasser, der sich zur Herausgabe nach Paris begeben hatte, die Rückkehr in die Heimat versagte wurde.

4. Reformen und Vorboten der Revolution 1846—1848.

Wenn auch jedesmal von Paris aus die großen Anstöße zu den europäischen Umwälzungen ausgingen, so muß doch bemerkt werden, daß auch vorher schon in den reformbedürftigen Staaten wichtige Bewegungen und Erhebungen zustande kamen. So war es vor der Februar-Revolution in der Schweiz, in Süddeutschland, vor allem auch in Italien. Und es ist bedeutsam, daß hier die Wahl eines neuen Papstes schon 1846 den Anstoß gab.

Am 1. Juni 1846 starb der 81jährige Gregor XVI., und schon am 16. Juni nach beispiellos kurzem Konklave wurde Pius IX. gewählt, der Papst, welcher die nie erreichte Zahl von 32 Pontifikatsjahren erzielen sollte. Der geschmeidige und beredte Bischof von Imola, aus dem adligen Hause der Mastai-Ferretti, empfahl sich durch sein liebenswürdiges, im Grunde schwächliches Wesen: er gehörte nicht zu den schroffen Anhängern des Alten, ließ aber auch keine nachhaltigen Reformen erwarten. Der fromme, abergläubische, nicht unbegabte, aber unwissende Mann, ehrgeizig und empfänglich für Volksgunst, aber schwankend zwischen hochherzigen Entschlüssen und tiefer Niedergeschlagenheit, entbehrte des festen Charakters, der in solchen Zeiten nötig war, und verfiel daher sehr bald den Ein-

flüssen der Jesuiten und des Kardinals Antonelli, der ihn von Anfang an beherrschte.

Dem neuen Papste ging der Ruf der Freisinnigkeit und der Abneigung gegen Österreich voraus; in der Tat hatte er sich mit den Schriften Giobertis, Balbos und d'Azeglios bekannt gemacht und war nicht ohne nationales Gefühl. So erließ er denn am 16. Juli eine allgemeine Amnestie zugunsten der politischen Gefangenen, wodurch er eine unermeßliche Volkstümlichkeit erlangte; und als nun Maßnahmen zu durchgreifenden Reformen — Laienverwaltung und Aufhebung der geistlichen Gerichte über Laien — getroffen wurden, kannte der Jubel keine Grenzen. Die Hoffnungen eines Lamennais auf den demokratischen Papst, die Träume Giobertis von dem Retter Italiens schienen sich zu erfüllen.

Metternich war im höchsten Grad erschreckt; er erklärte, alles erwartet zu haben, nur nicht einen liberalen Papst. Freilich konnte bereits die erste Enzyklika des Neuerwählten vom 8. November 1846 die freisinnigen Hoffnungen erschüttern, bezeichnete er doch wie sein Vorgänger alle modernen Ideen als Werke des Teufels. Man mußte sich fragen, ob der kirchliche Reaktionär ein politischer und nationaler Fortschrittsmann sein könne? Zunächst schien aber Pionono seine Versprechen halten zu wollen: im Oktober 1847 wurde die Munizipalverwaltung Roms wieder hergestellt und ein Staatsrat eingesetzt, wofür ihm das römische Volk am 2. Januar 1848 mit einer großartigen Ovation dankte.

Von höchster Bedeutung aber war die Wandlung in Rom für die Entschlüsse, die Karl Albert, in seiner Weise zögernd und schwankend, nun endlich faßte. Seine Vergangenheit lastete schwer auf ihm, da er seit seiner Zweideutigkeit während der Erhebung von 1821 noch immer verdächtig war und seine reaktionären Minister bis jetzt

alles verhindert hatten, was ihm die Gunst des Wiener Hofes verscherzen konnte. Aber es tauchten doch immer wieder Anzeichen auf, die ihn den Hoffnungen der Patrioten geneigt erscheinen ließen. In seiner Seele kämpfte die Scheu vor dem Liberalismus mit dem dynastischen Ehrgeiz und dem soldatischen Wagemut, nun wirklich „la spada d'Italia“ der Degen Italiens und der Vorkämpfer der Einheit zu werden, wie das Balbo und d'Azeglio so zuversichtlich verkündeten. Als d'Azeglio, aus der Romagna heimkehrend, im Dunkel des Morgens auf das Schloß berufen wurde, sagte ihm der König: „Wenn die Stunde kommt, wird mein Leben und das meiner Kinder, mein Heer, mein Schatz und mein Alles dem Vaterlande geopfert werden!“ Aber noch schwankte er, stand er doch, wie er sagte, zwischen dem Dolch der Demagogen und der Schokolade der Jesuiten. Als wahrhaft frommer Katholik fürchtete er nichts so sehr, als den Zorn des Papstes zu erregen. Da half ihm nun der neue Reformpapst über seine Bedenken hinweg, und auch eine gewisse Eifersucht regte sich in ihm, von einem anderen Fürsten sich den Rang ablaufen zu lassen. Schon taten sich die drei Reformregierungen von Sardinien, Toskana und Rom zusammen, um einen Zollverein zu gründen. Da trieben zwei Anstöße des Jahres 1847 den Zaudernden weiter: die Drohung Österreichs und die Niederlage des Schweizer Sonderbundes.

„Im Hochland fiel der erste Schuß“ — diese Verse Freiligraths weissagten wahr. Der Sieg der schweizer Tagsatzung über den Sonderbund im Oktober 1847 ging weit hinaus über eine örtliche Entscheidung, denn er bedeutete die Niederlage des konservativen Systems, das jetzt nicht nur von den Ostmächten, sondern auch von Frankreich vertreten wurde, ging doch der Minister des Bürgerkönigs Guizot hier völlig mit Metternich zusammen.

Auf die hoffnungsfreudigen Liberalen Italiens machte die

leichte Überwältigung des Sonderbundes großen Eindruck; zugleich trieb der Hochmut Österreichs Karl Albert auf ihre Seite. Schon hatte der König Metternich getrotzt, als dieser die freie Salzdurchfuhr von Genua nach dem Tessin verbot, da wurde er weiter gereizt durch die Verstärkung der österreichischen Garnison von Ferrara im Juni 1847, womit die Hofburg zugleich den Papst und den König einschüchtern wollte. Beide aber wurden gerade dadurch zu offenem Protest veranlaßt. Pius legte feierlich Verwahrung ein gegen den nicht verlangten Schutz, und Karl Albert schrieb an den Agrarkongreß zu Casale: „Wenn die Vorsehung den Krieg für die Unabhängigkeit Italiens schicke, dann werde er zu Pferde steigen und sich an die Spitze des Heeres stellen.“ Das war das erste öffentliche Wort Karl Alberts, das ihn entschlossen zeigte.

Metternich aber war blind gegen alle diese Wandlungen. Am 2. August 1847 wiederholte er sein altes Wort von 1814, daß Italien ein geographischer Begriff sei und seine Staaten souverän und voneinander unabhängig bleiben sollten. Er warnte Karl Albert vor jeder ehrgeizigen Politik, da von Frankreich keine Hilfe zu erwarten sei, er zog die soeben erledigten Fürstentümer von Parma und Lucca durch Vertrag „in die Verteidigungslinie Österreichs“, um sie militärisch besetzen zu dürfen. In Turin trat der österreichische Gesandte immer schroffer auf, während der englische dem König zu liberalen Zugeständnissen riet.

Da entließ Karl Albert am 29. Oktober 1847 seine reaktionären Minister und verkündete dem jubelnden Volke Reformen. Gewählte Räte sollten an der Spitze der Gemeinden stehen und die Presse durch ein Zensurkollegium vor der Willkür der Zensoren geschützt sein. Damit hatte die gesetzliche Opposition freie Bahn: sie fand ihr Organ in einer Zeitung, deren Name „Risorgimento“ nun die Bezeichnung für die ganze italienische Einheitsbewegung

werden sollte; ihr Programm lautete: „Unabhängigkeit Italiens, Eintracht zwischen Fürsten und Völkern, innere Reformen, Gründung eines italienischen Fürstenbundes.“

Metternich hatte Grund, zu klagen: „Auch Karl Albert ist den Fesseln der Demokratie verfallen, nur der König von Neapel steht noch aufrecht.“ Aber auch diese Säule stürzte über Nacht.

Im Königreich Sizilien regierte seit 1830 Ferdinand II. Er war im Grunde besser als sein Ruf, tätig und energisch. Aber in Unwissenheit erzogen, bigott und despotisch zugleich, hatte er kein Verständnis für seine Zeit und wähnte, sein Reich mit einer chinesischen Mauer umgeben zu können. „Non tanta instruzione“ (nicht zu viel Unterricht!) war die Befürchtung seiner Schulpolitik; Professoren und Studenten in Neapel wurden wie Schulknaben behandelt. Heer und Verwaltung waren gleichmäßig verwahrlost und verdorben.

Schon lange gärte es wieder in seinen Landen, besonders auf der Insel, wo schon im Herbst 1847 eine Erhebung Messinas erfolgt, aber grausam niedergeschlagen worden war. Auf den Geburtstag des Königs, den 12. Januar, war die Rebellion Palermos festgesetzt, und pünktlich wehte an diesem Tage die Trikolore auf den Wällen der Stadt, die durch keine Beschießung von der Zitadelle und durch keinen Angriff des Heeres überwunden werden konnte. Es war England, das, gemäß seinen alten Traditionen, der sizilianischen Revolution zum Siege verhalf; ein britisches Kriegsschiff legte sich am 4. Februar 1848 zwischen Stadt und Zitadelle, als diese die Beschießung erneuerte: das war Palmerstons Interventionspolitik! Sein Bevollmächtigter, Lord Minto, vermittelte ein Abkommen, wonach die Besatzung abzog und die Insel eine provisorische Regierung unter dem volkstümlichen Ruggiero Settimo erhielt; am 25. Februar eröffnete er das sizilische Parlament.

Schon aber hatte auch in Neapel Ferdinand II. am 29. Januar, ohne den Zwang abzuwarten, eine für das ganze Königreich geltende Verfassung gegeben, die er am 24. Februar beschwor. So war im Lande der Vulkane noch vor der Pariser die revolutionäre Eruption erfolgt, deren überall voll Jubel begrüßtes Beispiel die anderen italienischen Staaten fortreißen mußte. Sofort gaben Leopold von Toskana und am 8. Februar auch nach schweren Gewissenskämpfen Karl Albert ihren Völkern eine Konstitution. Cesare Balbo war der erste Minister der sardinischen Verfassung, die Cavour im „Risorgimento“ dem Könige mit begeisterten Worten ans Herz gelegt hatte. Es war ein eifersüchtiger Wettlauf der absoluten Regierungen, die sich vor der Revolution retten wollten, um die Gunst der Nation. Und selbst der Papst, der noch im Dezember Mazzinis Mahnung, an die Spitze der nationalen Bewegung zu treten, entrüstet zurückgewiesen, berief, unter dem Drucke demagogischer Volksführer in Rom, am 12. Februar ein Laien-Ministerium.

Aber auch Österreich war gerüstet, die beginnenden Regungen in Lombardo-Venetien niederzuhalten. Radetzky verhängte am 22. Februar den Belagerungszustand und verstärkte seine Truppen. Und, was wohl nie zuvor geschehen, Frankreich war mit Österreich völlig einverstanden, Guizot versicherte Metternich seines Eifers, das italienische System aufrechtzuerhalten. Die Kontinentalmächte waren wieder, wie vor 25 Jahren, verbunden in der Abwehr der Revolutionen und im Zorn gegen ihre englische Schutzmacht, die Canning-Palmerstonsche Politik. Am 24. Februar richtete auch Rußland eine heftige Note nach London, gegen den Protektor jeder Umwälzung, die in Italien repräsentative Konstitutionen bezwecke.

Aber am selben Tage stürzte in Paris das Juli-Königtum zusammen.

III.

Die Revolutionszeit von 1848/49.

1. Vom Aufstand in Mailand bis zum Waffenstillstand von Vigevano (März bis August 1848).

Um die Freiheit und die Einheit ist in der großen Bewegung von 1848 gestritten worden. Darin aber zeigte sich die Verschiedenheit des Kampfes bei den drei Nationen, die in diese Revolution verwickelt waren, daß es sich in Frankreich nur um die Freiheit — wenn man besseres Wahlrecht und republikanische Verfassung so nennen will — handelte, weil die Einheit schon bestand, in Deutschland und Italien um beides, aber doch auch wieder mit starken Unterschieden. Das deutsche Volk erstrebte Verfassungen, besonders in den beiden Großstaaten, die noch keine hatten; in Italien waren bereits überall die Konstitutionen gesichert, wenn sie nicht von auswärtigen Mächten angefochten wurden. Daher drohte den Italienern ein Krieg gegen das Ausland, was in Deutschland zwar befürchtet wurde, aber nicht eintrat — wenn man von Dänemark absieht. Gemeinsam war ferner beiden Nationen der Kampf um die Staatsform, wobei sich hier wie dort eine leidenschaftliche Minderheit für die Republik, dagegen die Mehrheit der Einsichtigen und Gemäßigten für die Monarchie erklärte. Hier aber zeigte sich ein weiterer, durch die geschichtliche Entwicklung bedingter Unterschied: Die Deutschen verlangten eine föderalistische Einigung ihres

Staatensystems in einem festen Bundesstaat, in dem aber die angestammten Fürsten ihre Herrschaften behalten sollten; die Italiener forderten dagegen einen Einheitsstaat oder doch eine Union mehrerer Hauptstaaten, mit Beseitigung der Dynastien nichtitalienischen Ursprungs. Ihr Hauptziel war also Entfernung der Fremdherrschaften, die es in Deutschland gar nicht gab. So gestaltete sich der Charakter der Umwälzungen in Italien ganz anders als in Frankreich und in Deutschland: die Kämpfe um die inneren Formen und Reformen der Staaten und des Staatensystems standen nicht in erster Linie, sondern man mußte sich auf einen furchtbaren Freiheitskampf um die äußere Unabhängigkeit gefaßt machen, auf einen Krieg mit der größten Militärmacht, die wohl gerüstet und stark befestigt im eigenen Lande stand, überdies stets auf die Hilfe der Dynastien zählen konnte, die man beseitigen wollte. Es war eine verzweifelte Lage, ein Todeskampf um die Existenz, dem man ins Gesicht zu sehen hatte. Um ihn zu bestehen, gab es zwei Mittel: Einheit aller italienischen Staaten und Allianz mit einer Großmacht. Aber war die Einheit möglich, wenn monarchische und republikanische, klerikale und freigeistige Ansichten sich bekämpften, wenn ferner die Interessen und die Eifersucht der Machthaber ihr Zusammengehen gefährdeten? Wie konnte auf die Dauer und im Mißgeschick Neapel, der Kirchenstaat und Piemont einig bleiben, wenn doch bei den Regierungen, die nur gezwungen sich zum Liberalismus gewandt hatten, die Neigung zur Reaktion und zum Anschluß an die konservativen Großmächte bestehen blieb?

Die andere Möglichkeit, durchzuhalten und zu siegen, gewährte ein kräftiger Bundesgenosse. Da bot sich zunächst England dar, das ja überall die Revolution begünstigte. Aber die Erfahrung lehrte und wurde auch weiter bestärkt, daß auf die britische Freundschaft kein Ver-

laß sei, da die englische Politik stets dahin ging, Gegensätze nicht auszutragen, sondern in der Schwebe zu halten, um davon Nutzen zu ziehen; überdies konnte ja auch nur ein Landheer Hilfe bringen. So blieb nur die Hoffnung auf Frankreich. Da war immer doch die Frage, ob die traditionelle Politik Frankreichs eine Erstarkung Italiens zulassen mochte, und weiter, ob die neue Republik sich so rasch befestigen würde, um ihre Waffen nach außen zu tragen, und ob dann nicht eine republikanische Propaganda Italien noch mehr verwirren würde?

Aber war nicht die Hilfe einer fremden Macht in jedem Falle gefährlich, selbst wenn sie zum Siege verhalf? Mußte man nicht ihre Bedingungen und Kompensationen fürchten, würde sie nicht durch neue Verpflichtungen eine neue Art von Fremdherrschaft, jedenfalls aber lästigen Einfluß mit sich bringen?

Daher war der Wunsch erklärlich, der sich in dem stolz zuversichtlichen Worte kundgab: „Italia farà da sè“ (Italien wird durch sich selbst zustande kommen). Es wird sich nicht feststellen lassen, ob Karl Albert es zuerst gesprochen, aber sicher ist doch, daß er es sich bald zu eigen gemacht hat[1]). Seine Tragik war es, daß er dies Wort nicht zur Tat machen konnte, und das Geschick Italiens wollte es, daß es bis zum heutigen Tag niemals in Erfüllung ging!

* *
*

Während die Welt noch fast ungläubig die Nachricht von dem raschen Fall des Juli-Königtums weitertrug, geschah, drei Wochen danach, das Unerhörte, daß in Wien am 13. März durch eine fast mühelose Bewegung der Herr des alten Europas, Clemens Metternich, mit seinem

---

[1]) Über den Ursprung s. Büchmann, Geflügelte Worte.

System zusammenbrach. Ungeheuer mußte der Eindruck besonders in Italien sein. War das neue System gewillt, die Halbinsel frei zu geben? War sie wenigstens bereit, in Lombardo-Venetien eine Verfassung einzuführen, und würden sich die Patrioten damit begnügen?

Am 17. März kam die Nachricht vom Sturz Metternichs nach Venedig und nach Mailand und führte sofort in beiden Hauptstädten zur Vertreibung der Österreicher.

In Venedig verlangte das Volk stürmisch die Freilassung der im Januar verhafteten Liberalen Manin und Tommaseo, was der Gouverneur gewährte, ebenso wie die Errichtung einer Bürgerwehr. Aber trotz der Bewilligung und des kaiserlichen Versprechens einer Konstitution war die Bewegung nicht aufzuhalten. Die Arsenalarbeiter erschlugen einen mißliebigen Obersten Marinovich; Manin erlangte durch Einschüchterung die Übergabe des Arsenals mit all seinen Vorräten, und der Kommandant Graf Zichy ließ sich ohne Schwertstreich zum Abzug bewegen. Venedig war befreit, die Terra ferma folgte, bis auf das uneinnehmbare Verona. Unter dem Jubel des Volkes verkündete Manin die Republik; er trat als Präsident am 23. März an ihre Spitze, Tommaseo bekam den Unterricht, Paleocapa das Innere. Mit Daniele Manin betritt einer der edelsten Patrioten den Schauplatz. Nicht mit jenem letzten Dogen Manin verwandt, sondern jüdischen Ursprungs, hatte er schon früh für die politische Bildung und den materiellen Zusammenschluß Lombardo-Venetiens durch eine Società Italiana gewirkt, dann im Dezember 1847 der Regierung eine Petition überreicht, den italienischen Provinzen eine unabhängige Stellung zu gewähren, was seine Verhaftung zur Folge hatte.

In Mailand war der Sieg schwerer. Hier standen 12000 gute Truppen unter dem 82jährigen, aber energischen Feldmarschall Radetzky, dessen Tatkraft jedoch durch die

zaudernde und vertrauensselige Zivilverwaltung gehindert wurde. Sie hoffte auf gütliche Einigung durch Verkündung von Preßfreiheit und Volksvertretung, während die feurige Jugend Mailands schon heimlich über Aufstand und Lostrennung beriet. Der 18. März war hier wie in Berlin der Geburtstag der Revolution. Das Volk stürmte und plünderte den Broletto, das Munizipalgebäude, Soldaten feuerten, die ersten Opfer erheischten Rache. Radetzky aber ließ den Broletto wieder erobern, wobei es auf beiden Seiten zu Grausamkeiten kam. Nun begann der Barrikadenkampf unter den bekannten Erscheinungen: Ermattung der Truppen, Erstarken der Volkskämpfer. Radetzky räumte die innere Stadt, um sie vom Kastell und der Umwallung zu bombardieren. Der Kampf ging in den nächsten Tagen weiter, die Hoffnung auf Sieg wuchs bei den Mailändern, unter denen Adlige, Bürger, Studenten, Arbeiter an Opfermut wetteiferten. Eine provisorische Regierung unter dem Podesta Casati und dem gefeierten Gelehrten Correnti mahnte zum Ausharren. Da faßte der alte Held „den fürchterlichsten Entschluß seines Lebens": ausgehungert und im Rücken bedroht räumte er am 23. nachts die Stadt in wohlvorbereitetem Abzug, grimmig auf Wiederkehr bedacht.

Das waren die berühmten cinque giornate, die fünf Tage der Befreiung Mailands. Ihre Folgen waren groß und verhängnisvoll: war das beste Heer Österreichs unter solchem Führer überwunden, dann mochte bei weiterem Zusammenschluß die völlige Unabhängigkeit erkämpft werden. Und da blickten die Augen Italiens auf den Mann, der helfen konnte.

Karl Albert hatte am 4. März die versprochene Verfassung, das „Statuto des Königreichs Sardinien" verkündet. Es lehnte sich ganz an die französische Charte des Juli-Königtums von 1830 an. Cavour hatte daran mit-

gearbeitet und tadelte nur, daß die katholische allein Staatsreligion, die anderen nur geduldet seien. Das Zweikammersystem hielt er für ebenso nötig für das wahre Wohl des Staates wie die Knüpfung des Wahlrechts an eine mäßige Steuer und eine gewisse Höhe der Bildung.

Da kamen die ersten Hilferufe aus der Lombardei. Der König zögerte, nicht nur, weil er nicht genügend gerüstet war, sondern aus Besorgnis, das man in Mailand die Republik ausrufen würde. Als man ihn darüber beruhigte und der Abzug Radetzkys bekannt wurde, entschloß sich Karl Albert, dem Cavour im „Risorgimento" am 23. März die flammenden Worte zurief: „Die große Stunde für die savoyische Monarchie hat geschlagen, ein einziger Weg ist offen für die Nation, für die Regierung, für den König: Der Krieg, der Krieg augenblicklich und ohne Verzug!" Leicht fiel dem Könige auch noch jetzt nicht der Entschluß: Genügte seine Armee gegen die noch nicht besiegte Österreichs, hatte nicht der Zar erklärt, der Angriff auf die Lombardei sei auch für Rußland ein Kriegsfall, riet nicht England ab und war Verlaß auf die anderen Mächte Italiens? Aber es blieb nun keine Wahl mehr, denn ließ er die Lombarden im Stich, so drohte ihm auch im eigenen Lande der Aufstand. Am 24. März erließ er seine berühmte Proklamation, worin er auf jenes Wort Bezug nahm, daß Italien sich selbst helfen würde; am 25. überschritt sein Heer den Tessin, am 26. zog es in Mailand ein, am 8. April erzwang General Bava bei Goito den Übergang über den Mincio, wo freilich das starke Festungsviereck Verona—Peschiera—Mantua—Legnago den Weitermarsch hemmte.

Gewaltig waren die Folgen des Umschwunges auf der ganzen Halbinsel. Der Habsburger in Toskana erklärte sich mit begeisterten Worten für die Unabhängigkeit und sandte seine Truppen den Lombarden zu Hilfe. In Modena wurde Franz V. zur Flucht, in Parma Karl II. zum Nach-

geben gezwungen. In Rom war der Papst im März schon vor dem Sturz Metternichs zu einer Verfassung genötigt worden, die in ihrer Zwiespältigkeit nicht genügen konnte, hatte doch das Kardinalkolleg ein Veto gegen jedes Gesetz; aber Pius glaubte schon viel zu weit gegangen zu sein und sah mit Schrecken den wachsenden Einfluß der römischen Radikalen, deren zwei er sogar in sein Ministerium aufnehmen mußte. Jetzt, nach dem Mailänder Siege, brach in Rom mächtig die Begeisterung aus. Fürsten und Kardinäle boten patriotische Gaben, Freiwillige strömten zu den Truppen, deren Führer Johann Durando war, der Bruder jenes Jakob Durando; an seiner Seite zog d'Azeglio mit nach Bologna.

Dem Papste war bei alledem unheimlich zumute; er segnete die Fahnen und mahnte in einem Manifest, in allem Wunderbaren dieser Zeit das Walten der Vorsehung zu verehren. Noch war der neuguelfische Traum nicht ausgeträumt, wenn die Sieger von Mailand an Pius, als an den Urheber der großen Bewegung, den ersten Bürger Italiens, sich mit der Bitte wendeten, ihnen den Segen zu geben.

In Neapel war die Januar-Revolution sehr bald durch den Gegensatz zwischen der Insel und dem Festland getrübt worden. In Palermo lehnte man die weitgehenden Zugeständnisse, die Lord Minto angeraten, ab und forderte völlige Autonomie unter der Personalunion. Als Ferdinand das verweigerte, beschloß das Parlament in Palermo am 25. März die Absetzung der Bourbonen. Der hochverehrte Settimo wurde Präsident des neuen Staates, der über sein künftiges Oberhaupt selbst beschließen wollte. Diesseits des Faro waren die Zustände noch durchaus nicht geklärt, als die Kunde von Mailand auch hier den König weiter trieb, als er wollte. Sofort gingen Freiwillige nach der Lombardei ab; der österreichische Gesandte verließ

das Land. Ein Ministerium unter dem gelehrten Historiker Troya nahm eine demokratische Verfassung in Aussicht und erklärte am 7. April, Hilfstruppen in die Lombardei senden zu wollen. Bald machte sich ein Heer auf den Weg, an dessen Spitze der aus dem Exil zurückgekehrte G. Pepe stand.

Und wie er, so kehrten die anderen Verbannten zurück, vom Volke jubelnd begrüßt, unter ihnen sogar Mazzini, der nach Mailand kam und zunächst noch die Frage der Freiheit, die ihm die Republik bedeutete, zurückstellte, um die „Lebensfrage der Unabhängigkeit" nicht zu schädigen. Über alles Erwarten rasch war die Einigkeit erreicht, am Siege zweifelten die begeisterten Patrioten nicht.

Und doch war die Zukunft unsicher genug. Alles hing von der Stärke des königlichen Heeres ab. Es zählte kaum 50 000 Mann und war wenig zum Kampfe gerüstet. Karl Albert, tapfer wie seine beiden Söhne, war kein Feldherr; es fehlte am festen Plan für den Angriff. Eine Enttäuschung war die mangelhafte Rüstung der Lombarden, die jetzt eine Zentralregierung unter Casati gebildet hatten. Die Landbevölkerung war lau, es gab genug Offiziere, aber keine Soldaten, deren im Mai etwa 6000 von geringem Werte bereitstanden. Nicht besser waren die Kontingente aus Toskana, die in geringer Zahl am 17. April den Po überschritten, und aus dem Kirchenstaat, die 15 000 Mann stark unter Durando am 29. April Treviso erreichten. Schlimmer stand es in Neapel, wo Ferdinand trotz schöner Worte in stiller Eifersucht auf Karl Albert seine Kräfte möglichst schonen wollte. Die Flotte sollte einen Zusammenstoß mit der österreichischen vermeiden, von Landtruppen standen Pepe nur 14 000 Mann zur Verfügung.

Aber auch die politische Einigung stockte sofort. Als der Papst zu einer italienischen Liga aufforderte, machte Neapel Ausflüchte, während Turin ablehnte, weil man erst die Feinde vertreiben müsse, woraus man argwöhnte, daß

Karl Albert keinen Bund, sondern die Vorherrschaft wolle. Den schwersten Schlag aber versetzte der gemeinsamen Sache der Papst mit seiner Allokution vom 29. April. Er verwahrte sich entschieden dagegen, der Urheber der italienischen Bewegung zu sein oder nach einer politischen Hegemonie zu streben; seine Truppen seien nicht gesandt, gegen Österreich zu kämpfen, sondern nur zur Verteidigung der Grenzen.

Die Wirkung dieser Worte war niederschmetternd. In Rom hetzten die Demagogen — an deren Spitze der Lohnkutscher Brunetti mit dem Spitznamen „Ciceruacchio“ stand — gegen die Kardinäle, denen man die Schuld an dem Abfall des Papstes beimaß. Zur Beruhigung mußte Pius ein liberales Ministerium unter dem Grafen Mamiani berufen, der einst 1831 ein Führer des Aufstandes in Bologna gewesen war. Nach Rom aber eilte im Mai Gioberti, eben aus dem Exil heimgekehrt und wie ein Triumphator empfangen, um den Pontifex umzustimmen: vergeblich; Pius hatte in seiner Allokution seine wahre Meinung enthüllt, und Giobertis Papstideal verblaßte wie die Hoffnungen der Neuguelfen.

Schlimmer noch für die Einheitlichkeit des nationalen Aufschwungs war, was sich in Neapel begab. Am 15. Mai trat das Parlament zusammen, während schon das niedere Volk von Radikalen aufgehetzt war. Sehr stark bereits zeigten sich in dieser volkreichsten Stadt die Erscheinungen, die man auch in Rom, Mailand, Genua, selbst in Turin wahrnehmen sollte, daß die Massen mit ihren schlechten Leidenschaften durch demagogische Hetzer angestachelt, über die gemäßigten Führer hinweg zu Gewalttaten, Mord und Plünderung fortgerissen wurden. Als nun aber Barrikaden sich erhoben und Soldaten erschossen wurden, riß auch dem König die Geduld; er gab dem Militär Befehl zum Vorgehen. Soldateska und Lazzaroni verübten Greuel und fanden das Lob des Herrschers. Das Parlament pro-

testierte vergeblich. Der König war Sieger, und wenn er zunächst noch feierlich an der Verfassung festzuhalten versprach, so zeigte doch sein zweideutiges Verhalten, daß er den Sieg ausnutzen wollte. Der Aufstand vom 15. Mai war bereits das erste Anzeichen der partikularistischen Gegenbewegung: Ferdinand rief seine Truppen aus der Lombardei zurück und verriet damit die Nation. Die Folgen zeigten sich sofort im Heere selbst; während die Mehrzahl gehorchte, trotzte der Führer Pepe mit 1500 Mann dem königlichen Befehl und kämpfte weiter in Venetien.

Kam hier die Schwächung der Erhebung von der Reaktion, so sollte die aus der entgegengesetzten Richtung noch zersetzender wirken. Während Casati in Mailand mit seinem Anhang die „Fusion" der Lombardei mit Sardinien eifrig betrieb, wofür auch Gioberti sich ausgesprochen, begann Mazzini seinen republikanischen Widerstand zu organisieren. In einem starken oberitalischen Königreich sah er ein Hemmnis der italienischen Gesamteinheit, die nur durch eine Konstituante der ganzen Nation in Rom zu beschließen sei. Mit solchen Utopien fiel er der Einigkeit, die angesichts des Feindes bitter nottat, in den Rücken, säte Zwietracht zwischen den Republikanern und den „Albertisten", schürte die unvernünftige Abneigung gegen den verleumdeten Karl Albert, so daß am 29. Mai in Mailand ein Aufstand gegen Casati ausbrach. Es konnte nicht fehlen, daß diese Gegensätze auch im Heere sich verbreiteten; und die Klage der Patrioten ist verständlich, die nicht so vom äußeren wie vom inneren Feinde die Gefahr fürchteten.

Inzwischen war in Venetien der Krieg entbrannt. Bei Pastrengo, nordwestlich von Verona, siegten die Piemontesen am 30. April, aber ihr Versuch, die große Festung selbst durch raschen Angriff zu nehmen, mißlang am 6. Mai. Das westlich vorgelagerte, tapfer erstürmte S. Lucia mußte

wieder geräumt werden. Radetzky aber gewann nun Zeit, neue Truppen heranzuziehen und durch geschickte Manöver die einzelnen Korps der Italiener zu schlagen. Diesen gelang zwar am 30. Mai bei Goito eine Umzingelung zu verhindern und Peschiera einzunehmen, aber Radetzky zwang Durando, am 11. Juni Vicenza zu übergeben, nahm Padua und Treviso und konnte nun als Herr der Terra ferma mit seinem tapferen Heere abwarten, ob die Diplomatie, die jetzt ins Spiel trat, dem Kampf ein Ende machen würde. Das österreichische Ministerium Wessenberg, im Inneren der Monarchie schwer bedrängt, erhoffte von Entgegenkommen mehr als von den Waffen. Doch Verhandlungen in London scheiterten. Wollte Österreich die Selbständigkeit der Lombardei mit Personalunion bewilligen, so verlangte Palmerston auch Verzicht auf venetianische Gebiete, wenn er vermitteln sollte. Nun versuchte Wessenberg, mit der provisorischen Regierung in Mailand direkt zu verhandeln. Aber mittlerweile waren die Volksabstimmungen schon fast einstimmig für den Anschluß an Sardinien ausgefallen. Modena, Parma, sodann die Lombardei sprachen sich im Juni für die Fusion aus. Ja, auch in Venedig siegten im Juli die „Albertisten" über die Republikaner, und dies wurde verhängnisvoll. Denn während Karl Albert sich mit der Lombardei begnügt hätte, wollte man weder in Mailand noch im Turiner Parlament Venetien preisgeben; dies Übermaß der Forderungen aber benutzte wieder die österreichische Kriegspartei, die auf Radetzkys Zuversicht baute, um die Fortführung des Krieges durchzusetzen.

Mitte Juli griff Karl Albert an, nunmehr fast allein auf seine Piemontesen angewiesen. Heftige Kämpfe bei Sommacampagna und Custoza vom 22. bis 25. Juli in furchtbarer Hitze zeigten aufs neue die Tapferkeit des königlichen Heeres, das einen geordneten Rückzug über den Mincio antrat, dann aber, als das hochgelegene Volta

verlorengegangen, eilig, vielfach in Auflösung, zurückflutete. Nun bot Karl Albert einen Stillstand an mit dem Oglio als Scheidelinie. Radetzky forderte die Addalinie, was der König als entehrend zurückwies. So ging der Krieg weiter. Karl Albert hätte sein Heer südlich vom Po in Sicherheit bringen können, doch wollte er Mailand nicht im Stiche lassen. Als er hier am 3. August anlangte, begann man viel zu spät hastige Verteidigungsversuche. Da aber Radetzky schon am nächsten Tage den Angriff eröffnete, hielt der König die Übergabe für geboten, wodurch er die Stadt vor der Beschießung schützen und den Abzug seines Heeres erreichen konnte. Doch auf die Kunde der Verhandlungen erhob sich die Wut des verhetzten Volkes gegen den meineidigen „Verräter", der nun, vom wütenden Pöbel im Palast Greppi umtobt, nur mit Mühe gerettet wurde. Am 6. August besetzte Radetzky die Stadt, am 9. mußte der König in Vigevano einen Waffenstillstand schließen, der sechs Wochen dauern, dann nach Übereinkunft verlängert werden sollte. Als Scheidelinie wurde die alte Grenze bestimmt, alle Eroberungen, wie Peschiera, sollten geräumt werden.

Nur einer setzte den Kampf noch fort: Garibaldi, der, von Mazzini benachrichtigt, aus Montevideo heimgekehrt war und sich Karl Albert zur Verfügung gestellt hatte. Mit 5000 lombardischen Freiwilligen, unter denen auch Mazzini kämpfte, führte er am Lago maggiore auf eigene Hand noch drei Wochen lang Krieg, bis er vor der Übermacht in die Schweiz entweichen mußte.

2. Vom Waffenstillstand bis zur Schlacht bei Novara (9. August 1848 bis 23. März 1849).

„Vertraut eurem König, die Sache der Unabhängigkeit Italiens ist noch nicht verloren" — so verkündete Karl Albert nach dem Waffenstillstand. Aber wem konnte ent-

gehen, daß unter den waltenden Umständen die Aussicht auf eine glückliche Wendung sehr gering war. Kein Wunder, wenn sich nun die Hoffnung der Patrioten, wie Giobertis, Manins und Casatis auf die Hilfe Frankreichs richtete. Aber es zeigte sich, daß die Republik die Entstehung einer starken Monarchie an ihrer Alpengrenze nicht uneigennützig begünstigen mochte; und es ist hervorzuheben, daß ihr Präsident Lamartine jetzt bereits die Kompensationen ankündigte, die zehn Jahre später Napoleon III. gefordert hat: Savoyen und Nizza. Karl Albert wollte von solcher Unterstützung nichts wissen, die überdies die republikanische Propaganda brachte. So blieb es auch in der Folgezeit bei schönen Worten, die man in Paris für Italien hatte. Der Bändiger des Juni-Aufstandes Cavaignac erklärte offen: „Wir wollen Piemont zuliebe uns nicht mit Österreich verfeinden."

Wenn es Hoffnung gab, so konnte man sie nur auf die wachsenden Verlegenheiten Österreichs setzen, das gezwungen sein würde, das lombardische Heer gegen die Aufstände im Inneren und in Ungarn abzurufen. Aber dies geschah nicht, und es ist gewiß auch heute noch wichtig, darüber klar zu werden, warum das Haus Habsburg lieber in Österreich sich demütigte und in Ungarn die Hilfe der Russen nachsuchte, als daß es Radetzkys tüchtiges Heer über die Alpen zurückzog und die italienischen Besitzungen preisgab? In dieser Frage liegt großenteils das Schicksal Habsburgs bis zu seinem Untergang inbegriffen. Denn ein freiwilliger Verzicht auf die Lombardei und Venetien hätte die Stellung der Monarchie gegenüber Preußen in Deutschland gefestigt, die russische Hilfe in Ungarn vermieden, zahllose Opfer in den nächsten Kriegen bis 1866 erspart und die Feindschaft der Italiener nicht derartig verschärft, daß ein Zusammengehen mit Österreich, wie der spätere Dreibund es anbahnte, mit der Volksstimmung unverträglich war. Man kann hierauf nur

antworten, daß niemals eine Macht gutwillig das aufgibt, was ihre Traditionen und Interessen in ihren Machtbereich eingeschlossen haben. Es waren aber nicht nur die reichen und blühenden Länder der Lombardei, nicht nur die Mittelmeerstellung in Venedig, also materielle Belange, die man nicht aufgeben wollte — vielmehr schien damals der Aufbau der Herrschaft Habsburgs erst gesichert durch das italienische Machtgebiet, das nicht nur in dem System Metternich, sondern auch durch altghibellinische Ideen mit dem Kaisertum verwurzelt war. Es war nicht nur Ehrensache, diese Länder festzuhalten: ein Verzicht auf sie wäre auch ein Verzicht auf die Großmachtstellung Österreichs gewesen. Dazu kam noch etwas anderes: das Nationalitätsprinzip hatte damals noch nicht entfernt die alles zwingende Kraft gewonnen; viele gute Deutsche meinten damals wie auch noch 1859, daß Österreich in Italien nicht nur für das habsburgische, sondern auch für das deutsche Interesse kämpfe, wobei gewiß die mittelalterliche Kaiseridee nachwirkte. Warum sollte ein Staat, dessen Grundlage auf dem Zusammenschluß der verschiedensten Nationalitäten beruhte, nicht auch italienische Gebiete in sich vertragen, wie das Heer, das hier so tapfer unter dem Doppeladler kämpfte, ja auch aus vielsprachigen Kontingenten bestand? Grillparzers berühmter Zuruf an Radetzky vom Sommer 1848: „In deinem Lager ist Österreich!" drückte eine tiefe historische Wahrheit aus, die auch weiter und noch 70 Jahre später für die unbesiegte Isonzo-Armee gültig blieb; und es ist kein Zufall, daß mit ihrer Auflösung auch das Haus Habsburg zusammenbrach.

Zunächst aber hoffte man in Italien auf das Fortschreiten der inneren Zersetzung Österreichs, demgegenüber Piemont sich zu neuer Waffentat stärken, und wenn möglich, das übrige Italien an sich ziehen sollte. Aber wie sehr täuschte man sich hier wie dort! Hatte d'Azeglio

schon vorher zornig geklagt, daß die wahren Feinde Italiens nicht die Fremden, sondern die Italiener selbst seien, so mußte sich die innere Zwietracht nach den Fehlschlägen viel stärker geltend machen. Wie sollte es auch anders sein bei einer Nation, in der Charakter und Geschichte die Extreme aufs schärfste ausgebildet hat? Der Regionalismus, der eine Kluft zwischen den einzelnen Gebieten der Halbinsel, zwischen Nord und Süd schafft wie selbst in Frankreich nicht, die Feindschaft zwischen Klerikalen und Antiklerikalen, Sanfedisten und Freimaurern, die ungebildete, leidenschaftlich aufgewühlte Masse, ebenso zugänglich einerseits den konservativen Einflüssen der Kirche und des Herkommens, andererseits den revolutionären Phrasen, radikalen Gemeinplätzen und sozialen Verheißungen — das alles verhinderte die Einigungsversuche und die Versöhnungsarbeit der gemäßigten, vernünftigen und praktischen Politiker, die zwischen und über den Parteien ihr schweres patriotisches Werk vollenden wollten.

Zunächst war es ein Trost der Patrioten, daß Venedig unter der Diktatur Manins sich behauptete. Aber die Terra ferma war verloren. Das österreichische Regiment war nicht allzu hart, ja, die Wiener Regierung verkündete Amnestie für alle politischen Vergehen und eine freigewählte Volksvertretung nach dem Frieden. Aber Radetzky setzte dagegen eine Kontribution durch, die alle an der Revolution führend Beteiligten treffen sollte, welche das Land verlassen hatten. Die Zurückkehrenden sollten freilich davon befreit sein, aber nur wenige machten von dieser Erlaubnis Gebrauch. Dadurch wurde die Erbitterung weiter gestärkt, und die lombardischen Verbannten in Turin drangen auf Krieg. Gioberti, der sich jetzt mehr zur Demokratie neigte, führte die kriegerische Opposition im sardinischen Parlament, dessen Präsident er war. Karl Albert, gewiß nicht feig, aber doch überzeugt, daß sein

Heer einem neuen Feldzug noch nicht gewachsen sei, sah sich gezwungen, am 16. Dezember Gioberti an die Spitze eines neuen Ministeriums zu berufen, das aus der Linken hervorging. Nun hoffte Gioberti, seine Idee eines italienischen Staatenbundes doch noch durchzusetzen; er bot dem Papst und dem Großherzog von Toskana die Hilfe Piemonts an, um in Rom und Florenz die Ordnung gegen die rote Republik herzustellen und gemeinsam die fremden Heere abzuwehren. Aber die Ereignisse gingen über ihn hinweg.

In Neapel machte die bourbonische Reaktion seit jenem 15. Mai rasche Fortschritte. Ferdinand wußte sich wieder seiner Stellung versichert. So konnte er einen Aufstand in Kalabrien blutig niederschlagen und dann sein Parlament bis zum Dezember vertagen, weil es seine Thronrede mit dem Ausdruck des Schmerzes über die vom Po abberufenen Truppen beantwortete. Vor den Pöbelangriffen der verhetzten Lazzaroni ihres Lebens nicht sicher, mußten sich die Deputierten fügen. Nun schritt der König zur Bändigung Siziliens. In Palermo hatte man die Bourbonen abgesetzt und den Herzog von Genua, den zweiten Sohn Karl Alberts, einstimmig zum König gewählt, was sein Vater aber ablehnte. Die Rache des Bourbon blieb nicht aus. Ein Heer von 16 000 Mann, darunter 2300 Schweizer, unter General Filangieri landete am 6. September und bombardierte Messina aufs furchtbarste; nach entsetzlichen Greueln ergab sich die halbzerstörte Stadt. Der weiteren Unterwerfung der Insel kamen die Westmächte zuvor, die eine Waffenruhe auswirkten und in den nächsten Monaten vergeblich an einer Versöhnung der erbitterten Parteien arbeiteten.

In Mittelitalien mußte nach den Siegen Radetzkys die Lage der Patrioten bedenklich werden. Nach Parma und Modena führten österreichische Truppen die frühere Herr-

schaft zurück; im August versuchten sie Bologna zu überrumpeln, was nicht gelang.

In Toskana kam es jetzt zu schwerer innerer Zerrüttung. Der Großherzog Leopold II. zeigte sich in jeder Hinsicht gefügig, ohne dadurch den Umsturz zu beschwören. Gino Capponi, der berühmte Geschichtschreiber von Florenz, seit Mitte August Leiter des Kabinetts, versuchte vergeblich, die radikalen Elemente unter Führung des hochbegabten, ehrgeizigen Guerrazzi durch nationale Haltung zu befriedigen. Die Klubs in Florenz und mehr noch in dem allzeit unruhigen Livorno verhetzten die Menge zu Tumulten; in der Hafenstadt kam es zu offener Empörung gegen die Regierung; das Gift der Lehren Mazzinis fand hier wie in Genua guten Nährboden. Der schwärmerische, von unklaren Ideen erfüllte Montanelli, Professor in Pisa, der tapfer kämpfend in der Lombardei verwundet war, wurde zum Gouverneur von Livorno ernannt und vertröstete die Masse mit der Losung Mazzinis von der nationalen Konstituante. Am 17. Oktober mußte Leopold gegen seinen Willen ein Ministerium Montanelli-Guerrazzi berufen, die nun ihre demokratischen Pläne durchführen wollten und den Staat dadurch in die Revolution stürzten. Der ausgezeichnete Politiker Ricasoli, der beste unter den konstitutionellen Patrioten Toskanas, legte in Florenz sein Vorsteheramt nieder, empört, „daß Männer der Anarchie gewaltsam dem Fürsten ihr Ministerium aufdrangen“.

Mehr noch als in Florenz sollten in Rom die demagogischen Leidenschaften zu schwerster Gefahr für die nationalen ausarten. Von Anfang an lagen hier die Gegensätze schärfer als anderswo, denn hier standen die Liberalen einem Landesherrn gegenüber, dem seine päpstliche Würde an sich verbot, konstitutionell zu regieren und der Zensur auch in bezug auf das Religiöse zu entsagen.

Das Ministerium Mamiani war schwach, und die Kammer stand bald unter dem Druck der Demagogen, die gegen Priesterregiment und Gemäßigte gleichmäßig die Volkswut schürten. Am 16. September berief Pius den edlen und tüchtigen Pellegrino Rossi zum Ministerpräsidenten, der früher französischer Botschafter beim Vatikan gewesen war. Er begann mit großgedachten Reformen auf jedem Gebiet: Verkehr, Finanzen, Hygiene, Rechtswesen, Militär sollten endlich auch im Kirchenstaat auf geziemender Höhe stehen. Aber sein energisches Zufassen machte ihn unbeliebt und verdarb es mit den Gegnern, sowohl mit der Klerisei und ihren Nepoten, die sich in ihren Sinekuren bedroht sahen, wie mit den Demagogen vom Schlage eines Sterbini, die über Tyrannei klagten und den Pöbel aufhetzten. Als Rossi am 15. November beim Wiederbeginn der Kammersession sich in die Cancelleria begab, endete er sein Leben unter dem Dolch eines Fanatikers, der vermutlich der Sohn jenes Pöbelhelden Ciceruacchio gewesen ist. Die Regierung zeigte sich völlig ohnmächtig gegenüber den Massen; schon drangen Sturmpetitionen, die ein demokratisches Ministerium forderten, zum Quirinal, wo die Päpste wohnten, schon fielen Schüsse, und die Erstürmung des Palastes stand zu erwarten. Da gab Pius nach und berief am 16. November zu Ministern die Radikalen Galletti und Sterbini, der durch seinen Klub die Massen leitete. Schon hatte der Papst den Plan gefaßt, sich der Gewalt durch Flucht zu entziehen. Am 24. entkam er, von den Diplomaten unterstützt, verkleidet nach Gaëta, auf das Gebiet Ferdinands, der ihm hocherfreut ein Asyl bot, wo der Papst nun fast anderthalb Jahre im Exil lebte. In einem Breve erklärte er seine letzten Handlungen für ungültig, weil erzwungen. Damit war der Traum vom Primat des Papstes in Italien zu Ende. In Rom glitt nun das Ruder ganz in die Hand Sterbinis und der Radi-

kalen; er verkündete die Wahl einer Konstituante, worauf der Papst am 1. Januar 1849 mit Androhung des Bannes gegen die Wähler Verwahrung einlegte. Trotzdem vollzogen sich die Wahlen nach dem allgemeinen, gleichen Wahlrecht ohne Störung, und am 5. Februar wurde die Versammlung eröffnet. Sofort beantragte Garibaldi, der gewählt war, ohne römischer Bürger zu sein, die Ausrufung der Republik. In der Tat wurde sie am 9. proklamiert, nachdem der Papst seiner weltlichen Herrschaft entsetzt worden war. So konnte sich das alte Rom wieder wie im Mittelalter mit den hohen und phantastischen Formen der Republik umgeben. Eine dreiköpfige Exekutive setzte ein Ministerium ein, das nun an die schwierige Arbeit einer Neueinrichtung des Priesterstaates ging. Pius aber flüchtete sich unter den militärischen Schutz der vier katholischen Mächte, unter denen Piemont sich nicht befand.

Der Umsturz in Rom wirkte sofort weiter auf Toskana. Hier hielt Montanelli an der italienischen Konstituante, wie sie Mazzini wünschte, fest; die Absetzung des Papstes bestärkte ihn darin, denn nun war das Zusammengehen Roms mit Toskana sicher. Darum ließ er durch das Parlament in Florenz Wahlen zu der italienischen Nationalversammlung beschließen. Hierzu aber zögerte Leopold doch, seine Zustimmung zu geben, würde er damit doch gleichsam die Entsetzung des Papstes gebilligt haben; er begab sich am 7. Februar in die Hafenstadt S. Stefano, wo er im Notfall zu Schiff sich retten konnte. Nun hatte die Demokratie freies Feld; schon war Mazzini herbeigeeilt, um in Florenz die Republik und die Vereinigung mit Rom durchzusetzen, was aber auf den Widerspruch Guerrazzis stieß. In Turin hatte man ängstlich die republikanische Bewegung Toskanas verfolgt; um den Österreichern bei einer Besetzung des Landes zuvorzukommen, bot Gioberti dem Großherzog bewaffnete Hilfe

an; aber Leopold, vom Papste und von Ferdinand beeinflußt, flüchtete sich nach einigem Zaudern am 21. Februar lieber nach Gaëta. Damit war auch der letzte Bundesgenosse Piemonts ins Lager der Reaktion übergegangen.

So standen die Dinge für Karl Albert, als die neue kriegerische Entscheidung nahte: er stand allein den Österreichern gegenüber, die in der Zwischenzeit durch die Einnahme von Wien die Revolution gebändigt und in dem Fürsten Felix Schwarzenberg einen politischen Leiter von rücksichtsloser Energie gewonnen hatten. Je schwächer die Stellung Sardiniens wurde, desto weniger war die Wiener Politik geneigt, auf Versöhnungsversuche einzugehen, wie sie von England immer gemacht, aber nie kräftig zu Piemonts Gunsten vertreten wurden.

Karl Albert war in furchtbarer Lage. Er erkannte deutlich die Gefahr, die Schwäche seines Heeres, den Mangel guter Führung; aber er konnte auch die Entscheidung nicht länger in der Schwebe lassen: die Kosten für die Kriegsbereitschaft und die zehntausend lombardischen Flüchtlinge, die ihn um Rettung ihrer Heimat anflehten, verboten längeres Zögern. Getrieben wurde er überdies durch seine demokratische Kammer und sein Ministerium, das Giobertis mittelitalienische Politik gemißbilligt, diesen selbst am 20. Februar gestürzt und sich immer mehr mit dem Gedanken auf Krieg vertraut gemacht hatte, für den auch Cavour eintrat. Es gab kein anderes Mittel, die innere Zwietracht zu bezwingen; und Karl Albert mochte schließlich, um dem wüsten Geschrei der Demagogen wider den verräterischen Hof zu entgehen, dem Schrecken ohne Ende den tapferen Entschluß vorziehen, in Gottes Namen zu siegen oder zu fallen.

Am 12. März kündigte er den Waffenstillstand zum 20. März. Zum Führer seines etwa 80 000 Mann starken Heeres hatte er den Polen Chrzanowsky kommen lassen,

der im polnischen Aufstand von 1831 sich hervorgetan hatte, aber kein Wort italienisch verstand. Er hatte zum Führer eines Korps, das die Südflanke schützen sollte, einen Waffengefährten bestellt, den General Ramorino, der so schwere Unterlassungsfehler machte, daß ein Drittel der Armee, jenseits des Po abgeschnitten, in der Entscheidung fehlte; er wurde kriegsgerichtlich erschossen. Radetzky war nach dem klugen Plane seines Generalstabschefs Heß scheinbar von Mailand östlich abgezogen, erschien aber unerwartet am 20. in Pavia und überschritt den Tessin, kam dadurch den Piemontesen von Süden her in die Flanke und bedrohte ihren Rückzug. Karl Albert verschanzte sich darauf bei Novara in sehr fester Stellung, die aber doch am 23. März gestürmt wurde. Während die erschöpften Piemontesen nachts in der Stadt schlimme Ausschreitungen begingen, erbat der König, der vergeblich den Tod gesucht hatte, einen Stillstand von dem Sieger und entschloß sich zur Abdankung, um die harten Bedingungen zu mildern. Er reiste sofort ab und begab sich nach Oporto, wo er schon am 29. Juli 1849 starb. Fortan galt er als Märtyrer der italienischen Freiheit.

3. Von der Schlacht bei Novara bis zum Ende der Revolution (März bis August 1849).

Der 29jährige Sohn Karl Alberts, Viktor Emanuel II., auf dem nun die schwere Last der Regierung ruhte, hatte am Tage nach der Schlacht eine Zusammenkunft mit Radetzky, der ihm günstige Bedingungen anbot, wenn er auf die Konstitution verzichten wolle; dies lehnte der König entschieden ab. Fürst Schwarzenberg hatte wohl die Absicht, Piemont stark zu demütigen, aber er stieß damit auf den Einspruch des von Thiers beratenen Präsidenten Louis Napoleon. Immerhin stellte Radetzky

sehr hohe Forderungen, bis zu deren Bewilligung Alessandria von den Österreichern besetzt wurde.

Dazu kamen Schwierigkeiten im Inneren. Das Turiner Parlament wollte den Krieg fortsetzen, in Genua brach am 27. März eine blutige Revolution aus, die zur Ausrufung einer Republik führte und nur durch Waffengewalt von dem General Lamarmora bezwungen werden konnte (10. April).

In der Lombardei hatte man bei der Kürze des Feldzuges keine Möglichkeit gehabt, durch einen Aufstand dem Feinde in den Rücken zu fallen. Nur die Stadt Brescia vertrieb die Österreicher, wurde aber von General Haynau unter furchtbaren Kämpfen und blutigen Greueln am 1. April den tapferen Verteidigern wieder entrissen. Nichts hat den Haß der Italiener mehr geschürt, als die grausame Bestrafung der unglücklichen Stadt durch die „Hyäne von Brescia", eben jenen Haynau, der nicht vor Auspeitschung von Frauen zurückscheute.

Im Mai wurden die Friedensverhandlungen in Mailand aufgenommen. Der österreichische Finanzmann Bruck forderte 210 Millionen Gulden, eine unerschwingliche Summe. Vielleicht waren es die gleichzeitigen Siege der Ungarn, die ein Einlenken Österreichs bewirkten.

Am 18. Juni räumten sie Alessandria; am 6. August aber kam erst der Vertrag zustande. Die Geldforderung war auf 75 Millionen ermäßigt, das Gebiet Sardiniens nicht gekürzt. Eine unabweisliche Forderung Piemonts, daß in Lombardo-Venetien für die Aufständischen eine Amnestie erlassen würde, sollte erfüllt werden. Doch zog sich die Ratifikation dieser Bedingungen noch sehr in die Länge.

Es war ein Glück für den jungen König und seinen tief zerrütteten Staat, daß im Mai mit der Berufung d'Azeglios an die Spitze des Ministeriums endlich ein all-

gemein angesehener Patriot die Leitung übernommen hatte. Er war wie sein König der Meinung, daß Sardinien an der Trikolore und der Verfassung festhalten müsse; und allmählich fand sich zu ihnen eine Partei der Gemäßigten, mit Balbo und Cavour an der Spitze, die die Mittelstraße hielt zwischen der auf Reaktion hoffenden Rechten und der unbelehrbaren Demokratie. Diese hatte in der neuen Kammer freilich noch die Mehrheit und verweigerte im November dem Vertrag mit Österreich ihre Genehmigung. Da löste der König die Kammer auf und erließ von Moncalieri aus eine Proklamation, in der er mit Hinweis auf die Gefahr eines Aufschubs des Friedens an die Treue seines Volkes appellierte. Die Neuwahlen brachten der Regierungspartei einen glänzenden Sieg über die ganz verminderte Linke. Nun fand am 9. Januar 1850 der Friede die Zustimmung der Kammer.

Geschlagen, nicht besiegt war Piemont in den furchtbaren Krisen der zwei Revolutionsjahre. Keine Hoffnung hatte sich erfüllt, drückender als früher lastete die Hand des siegreichen Österreichs auf der Halbinsel. Aber andererseits hatten die Ereignisse doch bestätigt, daß für die Rettung Italiens nur vom Hause Savoyen Förderliches zu hoffen sei. Die letzten in das Jahr 1849 fallenden Zuckungen der Revolution und die darauf folgenden Reaktionen in den anderen Staaten erwiesen die Unmöglichkeit, daß aus ihnen die Freiheit und die Einheit der Nation hervorgehen könne.

Im Königreich Sizilien standen sich nach einem halben Jahre, trotz der Bemühungen der Westmächte, die Parteien in Neapel und Palermo ebenso schroff gegenüber. Ein Ultimatum des Königs vom 28. Februar 1849 trieb die Sizilianer noch mehr in die Kriegsstimmung hinein. Aber die Stellung des Bourbon war inzwischen sehr gefestigt: zwei bedrängte Fürsten Italiens, der Papst und der Groß-

herzog von Toskana, hatten bei ihm Zuflucht gefunden, und der Sieg von Novara, nicht ohne Schadenfreude begrüßt, machte den Rivalen in Turin unschädlich. So hatte Ferdinand schon im März sein Parlament auflösen können, womit die Verfassung wieder einmal, trotz der Eide des Bourbon, außer Kraft gesetzt war; dann ging er an die Bewältigung der Insel. Filangieri verfügte in Messina über ein tüchtiges Heer, dem die Regierung in Palermo kaum 10 000 Mann entgegenstellen konnte. Sie hatte sich zum Befehlshaber den berühmten Mieroslawski kommen lassen, den die Berliner Revolution befreit hatte; als er Messina angreifen wollte, kam ihm Filangieri in den Rücken und erstürmte am 6. April Katania. Damit war auch in Palermo die Hoffnung geschwunden. Nach längerem Schwanken zwischen Widerstand und Ergebung, floh der greise Settimo mit anderen Führern am 23. April vor der Rache des Bourbon nach Malta; auf eine königliche Amnestie vertrauend, von der aber 43 Urheber der Revolution ausgeschlossen waren, unterwarf sich die Stadt, und am 15. Mai wehte die Fahne der Bourbons wieder in Palermo.

Wie zu erwarten, war die Reaktion in Neapel die gewissenloseste und grausamste. Der rè bomba — so hieß Ferdinand nach dem Bombardement Messinas — setzte sich über alle Verfassungsbedenken hinweg und fand dabei die Unterstützung seines Justizministers Langobardi. Die Gefängnisse waren voll politisch Verdächtiger; sie wurden mit niederträchtiger Willkür abgeurteilt. Sieben Monate dauerte der Prozeß gegen die Häupter der Revolution. Der Literarhistoriker Settembrini wurde zum Tode verurteilt, dann zu lebenslänglichem Kerker begnadigt; Carlo Poërio erhielt 24jährige Galeerenstrafe. In den fürchterlichen Bagni von Nisida und Ischia schmachteten hochgebildete, schuldlose Männer in Ketten mit Mördern und

Räubern zusammen. Die Öffentlichkeit hörte erst davon, als Gladstone 1851 der Welt enthüllte, was er an Ort und Stelle erfahren hatte.

In Sizilien hielt Filangieri die Ordnung aufrecht; von der Autonomie blieb nur ein Scheinbild übrig. Die Steuerlasten waren unerträglich; die Lage der Landarbeiter war hier wie auf dem Festland jammervoll. Die soziale Verrottung war die Ursache jener Geheimbünde, wie der Camorra und der Mafia, die in allen Ständen Mitglieder hatten und mit Vehmsprüchen ihre Tribute eintrieben. Kein Staat in Europa war in jener Zeit allgemeiner Reaktion so verrufen wie der sizilische, kein Despot so verhaßt und verachtet wie der „Bombenkönig" in Neapel.

Die schwerste Gefahr mußte der Sieg bei Novara den mittelitalischen Republiken in Toscana und in Rom bereiten. Daß ihre Tage gezählt waren, wenn nun die österreichische und bourbonische Reaktion sie umstellte, war unzweifelhaft; die Frage war also nur, wie lange die Herrschaft der radikalen Führer, gestützt auf die niederen Massen, gegen innere und äußere Widersacher sich behaupten konnte?

Nicht lange währte der Rausch in Toscana. Auf die Kunde von Novara wurde in Florenz Guerrazzi zum Diktator ernannt. Aber er hatte keinen Halt bei den Gemäßigten, keine genügende Hilfe bei den Massen. Am 10. April wurden seine Anhänger im Straßenkampf zersprengt, er selbst verhaftet. Die Stadtverwaltung unter Capponi und Ricasoli übernahm die Leitung und bat den Großherzog um Rückkehr, um dem Lande die fremde Invasion zu ersparen. Leopold aber zögerte, denn schon hatte er heimlich eine Versöhnung mit seinem kaiserlichen Verwandten in Wien eingeleitet, um seinen Anschluß an die Revolution wieder gutzumachen; er entschloß sich, auch den Einmarsch der Österreicher gutzuheißen. Diese eroberten

am 11. Mai das tapfer verteidigte Livorno, das nun für seine rote Republik büßte, und zogen am 25. Mai in Florenz ein. Ihr Führer, der General d'Aspre, verkündete laut, daß er vom Großherzog gerufen sei. Dieser kehrte erst Ende Juli 1849 zurück. Er beabsichtigte keine rachsüchtige Reaktion; aber unter den Bajonetten der österreichischen Besatzung konnte er sich dem Einflusse Schwarzenbergs nicht entziehen. Von der Amnestie waren die Mitglieder der Provisorischen Regierung ausgeschlossen; Guerrazzi, zu langem Zuchthaus verurteilt, wurde zur Verbannung begnadigt. Im April 1850 mußte man sich zu einem Vertrage bequemen, wonach 10 000 Österreicher auf Kosten des Staates im Lande blieben; ihre sechsjährige Besetzung hat 32 Millionen gekostet. Das Ministerium Baldasseroni löste auf Drängen Wiens zuerst die Kammern auf und hob schließlich (Mai 1852) die Verfassung und die Preßfreiheit auf. Das geschah in dem Staate, der stets der liberalste gewesen war. Und wenn Leopold auch im übrigen durch gute wirtschaftliche Maßregeln für die Hebung des Landes sorgte, konnte er doch seinen Verfassungsbruch und seine Abkehr von dem Unabhängigkeitsgelöbnis nicht vergessen machen.

Nur an einer Stelle Italiens hat sich wirklich längere Zeit eine Republik gehalten und durch ihr tapferes Ausharren ein gutes Andenken hinterlassen: das war in Rom. Wie zur Zeit Arnolds von Brescia und Rienzos hatte sich unter begeisterten Führern das römische Volk gegen die Papstherrschaft erhoben und auf dem Kapitol eine eigene Regierung gegeben; aber wie dort, so scheiterte auch hier die Erhebung an dem Eingreifen auswärtiger Schutzmächte der Kirche.

In dem Triumvirat Mazzini, Saffi, Armellini war Mazzini die Seele der Regierung, die sich bemühte, Reformen zu schaffen, den Besitz der Toten Hand für die

Armen auszunutzen und die weltlichen Privilegien des Klerus zu beseitigen, ohne in die religiösen Bräuche einzugreifen und sich zu Unduldsamkeit und Anarchie hinreißen zu lassen.

Auf die Kunde von Novara begannen militärische Rüstungen, deren Kern bald die „italienische Legion" Garibaldis wurde. Mazzinis begeisterter Anhänger, der Genuese Avezzana, mit zwei Landsleuten, Bixio und Mameli, nach der piemontesischen Besetzung aus Genua entflohen, wurde Kriegsminister und machte Garibaldi zum Brigadegeneral. Da nahte den Römern eine Gefahr, aber von unerwarteter Seite: von Frankreich.

Wie es kam, daß eine französische Republik ihren ersten Feldzug gegen eine Schwesterrepublik führte, um den Papst wieder in seinen weltlichen Besitz einzusetzen, läßt sich nur aus dem Charakter der Franzosen erklären, die wohl mit republikanischen Phrasen um sich werfen, im Grunde aber Prestigepolitik zu treiben gewohnt sind. Nach dem Siege bei Novara war zu befürchten, daß die Österreicher den Papst wieder einsetzen und dadurch ihren Einfluß auf Italien und auf die Kurie mächtig stärken würden. Konnte Frankreich das ruhig mit ansehen? Seit Dezember 1848 war Louis Napoleon Präsident der Republik. Ihm mußte daran liegen, sich im Lande zu befestigen, um später einmal noch höher zu steigen. Der Feldzug gegen die römische Republik bot dazu ein gutes Mittel: erstens konnte er mit einem Siege der französischen Waffen dem Volke schmeicheln, zweitens durch die Unterstützung des Papstes alle klerikalen Kreise in Frankreich sich zu Dank verpflichten, drittens der französischen Politik durch die Festsetzung in Rom die verlorene Stellung in Italien wieder verschaffen. Freilich war es gefährlich, die heimischen Republikaner durch den Krieg gegen eine andere Republik schwer zu reizen: da mußte man denn zunächst die Meinung ver-

breiten, daß die römische gar keine richtige Republik, sondern durch eine Handvoll fremder Verschwörer dem römischen Volke mit Gewalt aufgedrungen sei; kam es dann zum Zusammenstoß, so galt es, durch schlaue Diplomatie sich als den angegriffenen Teil hinzustellen, um das Odium abzuwälzen. Und ferner hoffte man, daß der Papst zum Dank für die Hilfe, die Frankreich ihm gewährte, auf Ermahnungen hören und im Kirchenstaat Reformen einführen würde, wodurch dann sein Schützer Bonaparte als Förderer liberaler Ideen gelten mochte. Das war der Plan, den sein Minister des Äußeren Drouyn de Lhuys in seinem Sinne von Anfang an verfolgte.

Am 25. April 1849 landete ein Korps unter General Oudinot in Civitavecchia. In Rom erkannte man trotz schöner Reden die feindliche Absicht und rüstete zum Widerstand. Garibaldi, unterstützt von den freiwilligen Lombarden unter dem tapferen Manara, hatte kaum 3000 Mann, Oudinot das doppelte. Sorglos zog dieser gegen Rom, als Garibaldi ihn am Janiculus (30. April) angriff und mit großem Verlust zurückwarf. Die römischen Truppen hatten sich tapfer geschlagen; eine Verfolgung fand nicht statt, denn Mazzini hoffte durch großmütige Beschränkung auf die Abwehr Versöhnung anzubahnen. Doch in Paris sah man nur die Niederlage, die Genugtuung forderte. Man beschloß, das Heer zu verstärken, aber zugleich auch Verhandlungen einzuleiten. Der kluge Ferdinand de Lesseps, langjähriger Konsul im Orient, der spätere Erbauer des Suez-Kanals, wurde dazu ausersehen; aber während er aufrichtig Verständigung erhoffte, wollte Napoleon wie Oudinot zunächst die militärische Ehre reinwaschen. So gingen zwei Aktionen nebeneinander: während Lesseps in Rom verhandelte, rüstete sich Oudinot zum Kampf, um so mehr, als nun von Norden die Österreicher nahten, die am 16. Mai Bologna und Ferrara besetzten, und im Süden Ferdinand in den Kirchen-

staat einfiel, wo ihn Garibaldi am 9. und 19. Mai bei Palestrina und Velletri schlug. Der kühne Freischärler ist damals sogar an einen Plan gegangen, den er dann elf Jahre später glorreich ausführte: in Neapel einzufallen und die Bewohner gegen den Tyrannen aufzurufen. Diesmal rief ihn das römische Triumvirat zurück, denn schon nahten die Franzosen.

Lesseps hatte am 31. Mai mit Mazzini einen Vertrag geschlossen, nach welchem die Franzosen als Freunde und Schützer gegen jede fremde Invasion empfangen und außerhalb Roms untergebracht werden sollten. Damit war Oudinot ebensowenig zufrieden wie die Pariser Regierung. Chauvinismus verband sich mit Ultramontanismus, um Lesseps Werk zu verwerfen. Er wurde abberufen, Oudinot kündigte am 1. Juni den Waffenstillstand, versprach aber, erst den 4. anzugreifen. Gegen sein Wort griff er aber schon am 3. früh die Villen vor dem Pankratius-Tore an. Groß war die Tapferkeit der Verteidiger, furchtbar ihre Verluste, besonders an Offizieren, aber sie unterlagen der Übermacht.

Nun begann die Belagerung. Oudinot drohte mit dem Bombardement, wenn man nicht die Tore öffne und machte seine Drohung wahr, als man dies stolz zurückwies. So begann am 13. Juni das Werk französischer Barbarei, trotzdem die fremden Konsuln gegen die Vernichtung unersetzlicher Kunstwerke protestierten. Noch einmal kämpften am 30. Juni die Römer bei der Villa Spada unter Garibaldi und taten Wunder der Tapferkeit; hier fiel Manara, der Führer der lombardischen Bersaglieri. Aber die Übergabe der Stadt war unvermeidlich: am 3. Juli zogen die Franzosen ein und jagten die Konstituante auseinander. Der Traum der Republik war zu Ende. Mazzini entkam nach Marseille, Garibaldi aber forderte die Seinen auf, den Kampf weiter fortzusetzen. Mit 3000 Mann gelang es

ihm, nach Orvieto zu kommen, aber immer enger wurde der Ring der französischen, spanischen, neapolitanischen und österreichischen Verfolger. In San Marino löste er am 31. Juli sein kleines Heer auf. Nun begann die abenteuerlichste Flucht zu Land und Meer. Garibaldi sah seine treue Gefährtin Anita sterben, seine Genossen wurden von den Österreichern ergriffen und standrechtlich erschossen; er selbst entkam wunderbar, von der Adria zum heimischen Ligurien sich durchschleichend. Dann ging er wieder in die Verbannung.

Nach dem Falle der römischen Republik gab es im Juli 1849 nur einen Ort, wo die Revolution noch unbesiegt war: Venedig. Unter manchen Entbehrungen hatte die Stadt den Winter über durchgehalten; der Diktator Manin verstand es, den bedrängten Bürgern Freudigkeit zum Ausharren einzuflößen. Eine nach allgemeinem Stimmrecht im Februar gewählte Versammlung gab ihm den Titel Präsident, nachdem eine radikale Minderheit unter Sirtori ihren Widerstand gegen den allgemein verehrten Mann beinahe unter der Volkswut gebüßt hätte. Die Unterstützung von Turin her hörte nach der Niederlage bei Novara auf, aber man beschloß am 2. April einstimmig, den Widerstand fortzusetzen und tat es auch, als Radetzky im Mai freien Abzug und Amnestie versprach. Die Beschießung kostete viel Opfer, mehr noch die Cholera; bald fehlte das Brot. Am 22. August 1849 mußte Manin dann endlich die Lagunenstadt übergeben. Vierzig Bürger wurden verbannt, darunter der Diktator, der nun in Paris als Sprachlehrer lebte.

So hatte die Revolution da geendet, wo man zuerst vor 17 Monaten das österreichische Joch abgeschüttelt hatte. Was sie zum Scheitern gebracht, leuchtete jedem Patrioten ein: Mangel an innerer Einheit und an Hilfe von außen, Unreife des Volkes und seiner radikalen Führer

und der Wahn, daß ohne kluge Politik und starke Macht ein großer Kampf durchzuführen sei. Aber keine Nation hatte auch in dieser Zeit eine solche Fülle von Helden und Märtyrern hervorgebracht, deren Taten und Leiden für die Freiheit Italiens in der Zukunft mahnend und anfeuernd den neuen Versuchen den Weg bahnen sollten.

IV.

Vom Scheitern der Revolution bis zur neuen Erhebung (1849—1859).

Zehn Jahre sollten vergehen nach den Niederlagen von 1849, bis man den Kampf gegen die Fremdherrschaft wieder aufzunehmen vermochte. Was dies Jahrzehnt bezeichnet, ist auf der einen Seite die Reaktion, die ihren Erfolg gegen jede neue Erhebung befestigen will, auf der anderen das Wiedererstarken Piemonts, das unter dem Anhauch des politischen Genius im Innern seine Machtmittel mehrt, nach außen Bundesgenossen wirbt und sich im Rat der Völker Gehör verschafft. Überall aber, in der Heimat und in der Verbannung, sind die patriotischen Männer tätig, um die Erfahrungen auszunutzen, die alten Fehler abzulegen, neue Kräfte zu sammeln und alles vorzubereiten für die Stunde, wo das Vaterland sie wieder rufen sollte.

1. Vom ersten Ministerium Cavours bis zum Krimkrieg (1850—1854).

Die Wahl Pius' IX. und sein vielversprechender Anfang hatte 1846 das Signal zu neuen Hoffnungen der Italiener gegeben; mit seiner Rückkehr aus dem Exil in Gaëta nach dem Ende der römischen Republik wurden jene Hoffnungen endgültig zu Grabe getragen.

Daß diese Rückkehr aber erst zehn Monate nach dem Einmarsch der Franzosen in Rom stattfand, hatte seinen Grund darin, daß Pius sich dem französischen Druck ent-

zog, der ihn zu konstitutionellen Einrichtungen anhalten wollte. Drei Kardinäle, die er vorausschickte, machten alle Reformen rückgängig, stellten die Inquisition wieder her und setzten Untersuchungskommissionen ein. Da griff Napoleon zu dem ungewöhnlichen Mittel, an seinen Adjutanten Ney einen Brief zu schreiben, den dieser dem Kommandanten der französischen Truppen in Rom mitteilen sollte, diesen Brief aber sogleich auch zu veröffentlichen. Er enthielt die Mahnung an den Papst zur Amnestie, Laienverwaltung, Einführung des Code Napoléon und zu liberaler Regierung. Der Papst ließ sich dadurch nicht von der Linie abdrängen, die ihm sein Berater, der geschmeidige, weltkluge, aber starr am alten festhaltende Kardinal Antonelli vorzeichnete. In einem Motuproprio vom September 1849 versprach er eine geringe Mitwirkung von Laienräten, während er von der Amnestie alle politisch an der Revolution Beteiligten ausschloß. Damit mußte sich Napoleon zufrieden geben.

Endlich, am 12. April 1850, zog Pius IX. wieder in Rom ein. Unter dem Schutze französischer und österreichischer Truppen herrschte jetzt der, auf den einst die Patrioten gehofft hatten. Im Kirchenstaat blieb alles beim alten. Zwar verschloß sich der Ackerbauminister, Kardinal Jacobini, nicht der neuen Zeit; die erste Eisenbahn von Rom nach Frascati wurde gebaut und Telegraphen angelegt. Aber unordentliche Finanzen und unredliche Beamte, schlechte Armee und Polizei blieben unvermeidliche Übel. Das Versprechen freier Wahl der Gemeinderäte wurde nicht gehalten, die Privilegien der Geistlichkeit blieben bestehen, die Zensur wurde scharf gehandhabt, keine Reform durchgeführt; die Gefängnisse waren voll politischer Verurteilter.

Daß hier an eine Verfassung nicht mehr zu denken war, konnte nur den wundern, der je daran geglaubt hatte. Zu

diesen Idealisten gehörte auch einer der edelsten Denker Italiens: Antonio Rosmini aus Roveredo, Theolog und Philosoph, glühender Anhänger einer Kirche, die, von allem Weltlichen gereinigt, ihre hohe religiöse Mission noch vor sich habe. Er hatte 1848 ein Buch über „Die fünf Wunden der heiligen Kirche" erscheinen lassen (Le cinque piaghe della santa chiesa), worin er den Primat des Katholizismus verficht, aber nur, wenn sich die Kirche von der Verweltlichung und den irdischen Gütern befreie, wenn sie Volkskirche würde, ihre Diener vom Volke gewählt, Gottesdienst und Liturgie dem Volke verständlich gemacht würden. Ein so reformiertes Papsttum sollte dann den Primat in Italien erhalten, indem der Papst an der Spitze eines Bundes konstitutioneller Staaten stehen sollte. Diese Einzelstaaten sollten bestehen bleiben: „möglichste Einheit bei Bewahrung der natürlichen Mannigfaltigkeit"; sie sollten monarchisch, nicht republikanisch, das Wahlrecht an einen Vermögenszensus gebunden sein. „Die Einheit Italiens", das sei der Schrei, den alle Italiener ohne Ausnahme ausstießen; sie sollte erreicht werden durch Gleichheit der Staatsformen, des Rechts, des Heerwesens, durch gemeinsames Bürgerrecht aller Italiener, endlich durch ein in Rom tagendes Nationalkomitee, das auch gemeinsame Politik verbürge.

Das waren Ideen, die Mittelalterliches und Modernes seltsam verschmolzen, vor allem aber doch voraussetzten, daß der Papst seinem Kirchenstaat eine Verfassung geben würde. Als das 1848 geschah, zögerte Rosmini nicht, sich dem Leiter des päpstlichen Verfassungsstaates, Pellegrino Rossi, anzuschließen, der ihn zum Kardinal erhob und auf seinen Plan eines Staatenbundes einging. Rosmini folgte dem Papste nach Gaëta, mußte sich aber bald davon überzeugen, daß, wenn Pius je ein Verfassungsfreund gewesen, die letzten Erfahrungen in Rom ihn ganz davon abgebracht

hatten. Als Rosmini ihn auf die Gefahren der Rückkehr zum absoluten System hinwies, erklärte ihm der Papst: die konstitutionelle Staatsform sei an sich schlecht und unsittlich, daher mit der Freiheit der Kirche unvereinbar. Rosminis Werk aber wurde von den Jesuiten auf den Index gesetzt.

Sein Gesinnungsgenosse Gioberti war von seiner bedeutenden politischen Tätigkeit wieder in die Gelehrtenstube zurückgekehrt, aber nun doch belehrt, daß sein Traum vom Primat der Kirche nicht zu erfüllen sei. So schrieb er denn 1851 sein „Rinnovamento civile d'Italia" (Die bürgerliche Erneuerung Italiens), worin er seine Erfahrung aussprach, daß die römische Kirche dem nationalen Leben fremd, mit der bürgerlichen Ordnung unvereinbar und daher nicht der Angelpunkt einer Erneuerung Italiens sein könne. Mit der alten Phantastik malt er sich eine zukünftige Kirche ohne weltlichen Besitz aus, die von einem neuen Rom aus ein Zentrum aller Gesittung bilde; aber die Einigung Italiens könne nur von einem Laienstaate ausgehen, und dieser sei Piemont. Dabei deutet Gioberti auf seinen Landsmann hin, den er als Minister in Turin kennen und schätzen gelernt hatte und nun als den Retter hinstellt, der die Sehnsucht seines Volkes erfüllen würde, wenn er sich ganz der Sache des Vaterlandes hingebe: Cavour.

Camillo Benso di Cavour, geboren 10. August 1810, aus der alten Linie der Bensi, die von einem sächsischen Ritter, welcher mit Friedrich Barbarossa nach Italien kam, herstammen soll, wie denn ihr Wappen die deutsche Inschrift trägt: „Gott will Recht." König Karl Emanuel III. übertrug dem Michele Antonio Benso das erledigte Lehen des Marquisats von Cavour im Bezirk Pinerolo. Der Vater heiratete 1805 Adele de Sellon, wodurch er in förderliche Verbindung zu der Schweiz und mit

protestantischen Genfer Kreisen kam. Den Vornamen empfing der Sohn von dem Fürsten Camillo Borghese, der mit seiner Gemahlin, der Schwester Napoleons, bei ihm Pate stand. Von seiner geistig bedeutenden Mutter hatte Cavour wie Bismarck die Gaben des Intellektes. Schon als Knabe zeigte er schnelle Fassungskraft und energische Bestimmtheit, als Jüngling mit dem Haß gegen jeden Zwang eine vornehme, allem Gemeinen abgekehrte Denkungsart, besonders aber glühende Vaterlandsliebe und hohen Ehrgeiz, den er selbst eingestand, wenn er, kaum 22 Jahre alt, schreibt: „Auf die Gefahr, von Ihnen ausgelacht zu werden, bekenne ich, daß es eine Zeit gab, wo ich es für ganz natürlich gefunden hätte, wenn ich eines Morgens als leitender Minister des Königreichs Italien aufgewacht wäre."

Wie Napoleon begann auch er auf der Militärakademie und wurde 1826 Leutnant im Geniekorps; wie jenem, so waren auch ihm Geschichte und besonders Mathematik die Lieblingsfächer, denen er praktischen Sinn und exaktes Denken verdankte. Schon früh trieb er philosophische und nationalökonomische Studien, sein ganzes Wesen war auf das Reale, auf wirtschaftliche und technische Fragen gerichtet. Aber auch seine politische Meinung hat er sich früh gebildet, sie wich weit ab von der des strengen Vaters und machte den Jüngling, der mit Widerstreben Page bei Hofe war, bald nach oben hin verdächtig. Als Offizier sprach er nach der Juli-Revolution offen seine Befriedigung aus und nahm 1831 seinen Abschied, nachdem er zur Strafe dafür in dem Alpenfort Bard acht Monate zugebracht hatte. Nun begannen seine Lehrjahre, die er mit gewissenhaftem Fleiße ausnutzte. Hatte er bei häufigen Besuchen der Genfer Verwandten neue Ideen kennen gelernt, aber auch in ernsten Studien sich mit dem strengen Geiste Kants erfüllt, so führte ihn das Jahr 1835 zum

ersten Male nach Paris und London. Dort knüpfte er Beziehungen zu den bedeutendsten Männern des Juli-Königtums an, zu Thiers, Guizot und dem Herzog von Broglie; hier studierte er das Armen- und Gefängniswesen, Industrie und Verkehr. Vor allem aber wurde er zu Hause ein tüchtiger Landwirt, der sich unter seinen Pächtern wohl fühlte und eifrig alle neuen Mittel einführte, den Boden zu bessern und den Ertrag zu mehren, so daß er bald ein bedeutendes Vermögen erwarb. Neue Reisen nach London und nach Paris, wo er fleißig Vorlesungen hörte und mit vielen bedeutenden Männern Umgang pflegte, vollendeten seine tiefe und freie politische Bildung. Bald legte er in einer Reihe von Schriften Rechenschaft ab von seinen Eindrücken und Studien. So 1844 in den Betrachtungen über die irische Frage, worin er den allmählichen Übergang des Landbesitzes von den Eigentümern zu den Pächtern anrät, dagegen sich ganz gegen Homerule ausspricht. Die Wertschätzung der englischen Institutionen und die Verehrung solcher Vorbilder wie Pitt und Peel bewahrte er sich auch später, so daß man ihn spottend Mylord Camillo nannte. Seine bedeutendste Schrift „Über die italienischen Eisenbahnen" erschien 1846: sie zeigt bereits, wie der Volkswirt zum Staatsmann heranreift. Als ganz moderner Mensch preist er die neuen bahnbrechenden Erfindungen; die Eisenbahnen sind „ein Werk der Vorsehung", indem sie auch die rückständigen christlichen Nationen fördern. „Die Zeit der Verschwörungen ist vorüber; die Befreiung der Völker kann weder durch Umtriebe noch plötzliche Erregungen erreicht werden: sie ist das notwendige Ergebnis der fortschreitenden christlichen Gesittung." Er schildert den Segen der Eisenbahnen für Italien, wenn Turin durch sie ein großer Mittelpunkt in Europa, Brindisi wieder ein bedeutender Hafenplatz für die Schiffahrt nach dem Orient werden würde. Mehr noch

als in wirtschaftlicher bedeuten ihm die Eisenbahnen in nationaler Hinsicht. Aber nicht so, daß sie die Unterschiede der Nationen abschleifen, sondern indem sie das lebendige Gemeingefühl im Volke wachrufen, die innere Zersplitterung überwinden und mithelfen, die Freiheit zu erringen. „Das Leben der Massen bewegt sich in engem Ideenkreise. Die erhabensten Ideen aber sind ihnen nicht verschlossen: nächst der Religion die Gedanken des Vaterlandes und des Volkstumes." So erhebt er den materiellen Stoff in die Höhe des ethischen Bewußtseins, der politischen Freiheit.

Denn mittlerweile war er auch ganz zu dem glühenden und hingebenden Patrioten geworden, der von sich sagte: „Vergehe mein Name, vergehe mein Ruhm, wenn nur Italien entsteht." Schon als siebzehnjähriger Jüngling erkannte er, daß Italien nur durch eine völlige Wiedergeburt im Inneren sich an die Seite der anderen Nationen stellen und so seine Unabhängigkeit erringen könne. Die innere Freiheit des Staates sieht er politisch im Konstitutionalismus, wirtschaftlich im Freihandel. An Stelle der Despotien müssen Verfassungsstaaten treten, aber monarchisch regiert, denn nur die Monarchie kann das freie Spiel der Kräfte schützen und im Gleichgewicht halten, während die Republik einen höheren Grad der Volksbildung voraussetze, als er bis jetzt vorhanden. Ganz dem Liberalismus zugetan, versteht Cavour darunter aber nicht die Hingabe an eine Partei, sondern die richtige Schätzung jeder Partei am Maßstabe des allgemeinen Wohls. Kein Festhalten am Überlebten, aber auch keine plötzlichen, heftigen Bewegungen; das Gefühl der Verantwortlichkeit muß verbreitet werden, um vor Revolutionen zu schützen.

Das war es, was ihn, den geborenen Staatsmann, vor allen Landsleuten auszeichnete: der Blick für das Erreichbare, das Gefühl für das Mögliche. Wie Cavour

äußerlich nichts Italienisches hat, sondern eher einem deutschen Professor ähnelt, so war er frei von den Krankheiten der romanischen Öffentlichkeit, der Phrase und Rhetorik, des Illusionismus und Doktrinarismus. Das zeigte er auch in seinen Reden: sie waren ohne Pathos und blendende Effekte, aber überzeugend durch Sachlichkeit, Klarheit und Fülle der Kenntnisse, durch Schärfe des Verstandes und Witzes. Alle Lüge und Unnatur war ihm zuwider, Einfachheit und Wahrheit war der Grundzug seines Wesens, das Unwahre und Gekünstelte durchschaute er mit raschem Blick, das Hohle und Eitle geißelte er mit dem spöttischem Humor, der ihm in glücklicher Weise zur Verfügung stand. Wer aber näher sah, erspürte in ihm auch die großen und furchtbaren Eigenschaften des geborenen Staatsmannes, die ungeheuren Mächte des Willens, Entschlossenheit und wagende Tatkraft, glühende Leidenschaft, gezügelt durch Geduld und Besonnenheit, die Künste Macchiavellis, Ränke und Verstellung nebst allen Mitteln verschlagener Diplomatie — aber dies alles bei großem Ehrgeiz ohne jede Selbstsucht, sondern ganz in den Dienst des Vaterlandes und der großen Sache gestellt, die nur so zum Siege geführt werden konnte.

Als Journalist im „Risorgimento“ war Cavour in das politische Leben eingetreten, und er hat zeitlebens von der Presse und ihrer Freiheit die höchste Meinung gehabt. Er zuerst hatte Anfang 1848 Karl Albert, dem er niemals geheuer war, an eine Verfassung gemahnt, hatte dann zum Kriege gegen Österreich aufgerufen. Im Juni 1848 von vier Wahlkreisen in die Kammer gewählt, nahm er für Turin an. Den Radikalen machte er sich bald verhaßt, denn er galt politisch als piemontesischer Partikularist, sozial als Volksfeind, weil er die Progressivsteuer verurteilte. Nach der Niederlage von Novara trat er eifrig für Wahrung der Verfassung ein, denn „solange Piemont

seine Einrichtungen frei von Despotismus und Anarchie erhalten kann, wird es auch Mittel geben, für die Wiedergeburt des Vaterlandes wirksam zu arbeiten". Die Proklamation von Moncalieri billigte er und übernahm nach der Niederlage der Linken seit Anfang 1850 die Führung des rechten Zentrums, das meistens den Ausschlag gab.

Das Ministerium d'Azeglio begann seine Friedensarbeit mit einer Gesetzvorlage des Kultusministers Siccardi, wonach der Klerus der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unterliegen und die Kirche ihre Privilegien, wie Asylrecht und Annahme von Schenkungen ohne Zustimmung des Staates, verlieren sollte. Mit allen Mitteln fochten die Klerikalen gegen das Gesetz, aber es ging mit großer Mehrheit durch. Cavour hatte den Ausschlag gegeben mit einer Rede (7. März 1850), die ihn mit einem Male berühmt machte. Er betonte die Reformpflicht des Verfassungsstaates, rief die Beispiele Wellingtons und Peels an, die, wider ihre eigene Partei, bedeutende Reformen eingeführt und dadurch gerade die Staatsgewalt gestärkt, den aufrühreriſchen Geist geschwächt hätten. So würde auch jetzt der konstitutionelle Thron solche Macht gewinnen, daß er nicht nur die Revolution besiegen, sondern auch alle italienischen Kräfte um sich scharen werde, um die Nation zu den Geschicken zu leiten, die ihrer harren. Damit hatte er sich die Anwartschaft auf das Ministerium erworben, die er noch verstärkte, als er im Juli eine Reform der Finanzen vorzeichnete, die man nicht durch drückende Steuern, sondern durch neue Einnahmequellen aufbessern müsse. Im August starb der Handelsminister Santarosa, ein gläubiger Katholik, dem der Erzbischof von Turin dennoch die Sterbesakramente verweigerte, weil er die Siccardischen Gesetze nicht verläugnen wollte — und nun wurde Cavour am 11. Oktober 1850 Minister des Handels,

Ackerbaues und auch der Marine. „Seht ihr nicht, daß er euch alle in die Luft blasen wird?", so soll der König zu den anderen Ministern gesagt haben; und d'Azeglio gestand bald: „Mit diesem Kerlchen muß ichs wie Louis Philipp machen: ich trage nur die Krone und darf nicht regieren."

Cavour begann seine Tätigkeit, indem er mit den meisten europäischen Staaten Handelsverträge abschloß, wobei es ihm darum zu tun war, Sardinien aus der Isolierung herauszubringen; bei den Debatten über den Vertrag mit Frankreich gestand er offen ein, daß hier die wirtschaftlichen Interessen hinter den politischen zurücktreten müßten, denn es könne die Zeit kommen, wo man nicht im Zollkrieg mit einer Nation stehen dürfe, auf die Piemont politisch angewiesen sei. Im April 1851 übernahm Cavour auch noch das Finanzministerium: seine Kollegen erkannten, daß seine Schultern jeder Last gewachsen seien. Bald trübte sich das Verhältnis zu d'Azeglio.

Napoleons Staatsstreich hatte die radikalen Zeitungen Sardiniens zu schärfster Sprache gegen den Präsidenten gereizt. Die Regierung mußte befürchten, daß er, mit dem man es nicht verderben durfte, dadurch beleidigt sei. Auf der anderen Seite drängten die Kabinette von Wien und Berlin den König, sein liberales System zu ändern. So mußte man sich zu einem Preßgesetz entschließen, das fremde Herrscher gegen Preßangriffe sicherte. Cavour wollte jeden Schein der Reaktion vermeiden und näherte sich dem Führer des linken Zentrums, dem ehrgeizigen und glatten Advokaten Rattazzi, dem er das Präsidium der Kammer verschaffte. Das führte zum Widerspruch d'Azeglios und zum Austritt Cavours aus dem Ministerium (Mai 1852). Er ging nach Paris und London; nach einem Gespräch mit Napoleon glaubte er fest an die Dauer und an die aktive Politik des bevorstehenden Kaiserreiches, aber auch an das Wohlwollen , das der Präsident der Sache Italiens, und

an das Vertrauen, das er ihm persönlich entgegenbrächte. Heimgekehrt fand er d'Azeglio schwer bedroht durch die Opposition gegen ein Zivilehegesetz, das der König, in seinem Gewissen beängstigt und vom Papste eingeschüchtert, nicht vollziehen wollte. Da trat d'Azeglio zurück, froh, die Künstlerfreiheit wiederzugewinnen. Als dann Balbo die Nachfolge ausschlug, weil er keine Mehrheit hatte, mußte der König zu Cavour greifen, der die Versöhnung mit der Kurie anbahnen sollte. So übernahm am 4. November 1852 Cavour das Präsidium und zugleich auch die Finanzen in dem „Großen Ministerium", wie es später genannt wurde, als man seine Bedeutung für die Einheit Italiens erkannte. Bis zu seinem Tode hat Cavour, mit kurzer Unterbrechung, an der Spitze gestanden; in dem engen Zeitraum von acht Jahren ist seine weltgeschichtliche Tätigkeit beschlossen.

Der Kernpunkt der Politik Piemonts mußte immer sein Verhältnis zu Österreich sein; der neue Minister zeigte bald, wie er es auffasse.

Durch den Fürsten Schwarzenberg hatte das Haus Habsburg rasch die gebietende Stellung wiedererlangt, die es unter Metternich in seinen besten Zeiten innegehabt hatte. Durch die Bändigung Ungarns mit russischer Hilfe, durch die Schwäche Preußens und seinen Gang nach Olmütz, durch die Wiederherstellung des Bundestages hatte Österreich in Deutschland die unbestrittene Führerschaft; dieselbe Stellung auch in Italien wiederzuerlangen, konnte nicht schwer sein in einer Reaktionsperiode, in der selbst solche Mächte, wie das Papsttum und Toskana, die vor 1848 noch auf eine gewisse Selbständigkeit gehalten hatten, jetzt aus Furcht vor der Revolution sich ganz unter die Fittiche Habsburgs flüchteten.

Die kleinen Tyrannen von Parma und Modena verübten nach ihrer Rückkehr alle Schandtaten kleinlicher

Rachgier. Karl III. von Parma überließ sich in bübischem Cäsarenwahn allen Tücken und Lüsten gegen Männer und Frauen; kein Besitz und keine Ehre war vor seiner Habgier und seiner Gemeinheit sicher. Franz V. von Modena enthielt sich grober Tyrannei, doch nicht der Verfolgung politisch Belasteter.

Gerade diese Duodezfürsten hatten allen Grund, sich in österreichischen Schutz zu begeben. Franz von Modena entwarf für Schwarzenberg einen Bundesplan der „fünf konservativen Staaten Italiens". Dieser wurde dann von Baldasseroni, dem Leiter Toskanas, weiter ausgeführt; auch Antonelli nahm an den Beratungen 1851 in Rom teil. Schutz der Religion, der Autorität und des Eigentums, polizeiliche Überwachung, Einschränkung der Preßfreiheit, vor allem aber militärische Hilfe Österreichs, dessen Provinzen in die Liga einbezogen werden sollten: das waren die Hauptpunkte. Doch scheiterte der Abschluß an der Weigerung Neapels, das lieber selbst, statt Österreichs, die Hegemonie übernommen hätte. So blieb es bei den früheren Verträgen mit Parma und Modena. Im übrigen genügten ja auch die österreichischen Besatzungen in den vier Mittelstaaten, um die herrschende Stellung Habsburgs aufrechtzuhalten.

In Lombardo-Venetien führte Radetzky strenges Regiment. Von der Amnestie waren 86 Personen ausgeschlossen. Auch ferner übte er als Militär-Gouverneur außerordentliche Befugnisse, die in die Zivilverwaltung eingriffen. Sehr drückend war die finanzielle Belastung durch freiwillige Anleihen, Gütereinziehungen, Steuererhöhungen: die reichen Provinzen schienen für das geldarme Österreich vor allem ein Objekt der Ausbeutung zu sein. Ein Besuch des jungen Kaisers verlief ohne Versöhnung. Neue Verschwörungen, von Mazzini angeregt, spannen ihre geheimen Fäden, bis es 1852 gelang, eines

ihrer Häupter, den Priester Tazzoli in Mantua, einen glühenden Republikaner, zu überführen: mit vier seiner Genossen wurde er aufgehängt. Für Mazzini schien durch diese Grausamkeit die Möglichkeit einer neuen Erhebung gegeben; er kam aus London nach Lugano, um in der Nähe zu sein, wenn an vielen Orten, wie geplant, die Aufstände ausbrechen würden. Aber, wie in Paris in dieser Zeit, war überall Hoffnungslosigkeit und Müdigkeit eingetreten; man war der Revolutionen satt. Ein kraftloser Putsch in Mailand am 6. Februar 1853 hatte nur neue Strafurteile zur Folge; 16 Aufständische wurden hingerichtet.

Aber noch eine politische Folge hatte dieser neue Versuch der Auflehnung gegen den „bastone Tedesco", den österreichischen Stock. Durch ein Dekret wurde das Vermögen von etwa 1000 lombardischen Ausgewanderten und Flüchtigen, die in Sardinien lebten, mit Beschlag belegt, obwohl weder sie noch die sardinische Regierung mit der Verschwörung etwas zu tun hatten. Cavour legte in Wien dagegen Verwahrung ein, wobei die Westmächte ihm beistanden. Da sein Protest ungehört blieb, rief er den sardinischen Gesandten von Wien ab. Damit war der diplomatische Bruch aufs neue vollzogen.

Aber schon nahte eine große europäische Krise, in die auch Sardinien hineingezogen wurde.

2. Vom Krimkrieg bis zum Kriege mit Österreich (1855—1859).

Nach vierzig Friedensjahren, in denen ein Krieg zwischen den großen Mächten immer noch vermieden worden war, brach wieder ein großer europäischer Konflikt aus, der die Westmächte gegen Rußland vereinigte, während die Mittelmächte schwankten. Wieder sollte über der orientalischen Frage der allgemeine Brand sich entzünden. Der

„kranke Mann“ schien dem Ende nahe, dem lachenden Erben Rußland durfte England die Weltstellung am Bosporus nicht gönnen. Wir wissen heute, daß Nikolaus nicht kriegslustig war, ebenso aber auch, daß Napoleon den Krieg nicht gesucht hat, um sein neues Kaiserreich durch Sieg zu befestigen: beide zögerten lange; es war England, wo eine Kriegspartei unter Palmerston die gefährliche russische Macht brechen und dazu sich Frankreichs bedienen wollte.

Schwierig war die Stellung Österreichs. Es hatte durch den Hilferuf an Rußland zur Bändigung Ungarns eine große Dankesschuld auf sich geladen, aber seine natürlichen Interessen an der unteren Donau wiesen es auf ein Zusammengehen mit den Westmächten hin. Daher blieb es bei halben Maßregeln und verdarb es mit beiden Parteien. Daraus konnte ein genialer Staatsmann Vorteil ziehen, der kühn den europäischen Konflikt benutzen wollte, um seinen kleinen Staat mitten hineinzustellen.

Bereits 1854 hat sich Cavour mit dem Plan getragen, den Anschluß Sardiniens an die Westmächte gegen Rußland zu suchen. Er knüpfte an alte Ideen an, denen Balbo schon in den „Speranze“ Ausdruck gegeben: daß die Lösung der orientalischen Wirren Italiens Unglück enden würde. Ein Geheimplan, der zwischen Napoleon und Palmerston erörtert wurde, zeigt die Verknüpfung der Schicksale: die Donaufürstentümer sollten vor Rußland gesichert und an Österreich gegeben werden, dieses dafür die Lombardei an Sardinien abtreten, das seinerseits Savoyen an Frankreich überlassen werde. Als im August 1854 Österreich auf die Seite der Westmächte trat, indem es in die Moldau einrückte, und zugleich damals der Angriff auf die Krim begonnen wurde, gewannen Cavours Absichten Gestalt. Er ließ Rosmini darüber befragen, der ihm riet: „Gehen Sie in die Krim, da geht die Morgenröte für Italien auf!“ Doch vollzog sich der Anschluß an die Allianz

nicht so leicht. Zwar war Viktor Emanuel von Anfang an für Cavour, aber seine Ministerkollegen zeigten sich dem Wagnis abgeneigt. Wenn er geltend machte, daß man das gefährliche Rußland vom Mittelmeer fernhalten solle, wo Sardinien den Rang als dritte Seemacht behaupten müsse, so war dies durch das Bündnis der Westmächte mit der Türkei schon erreicht. Auf der anderen Seite neigte sich aber Österreich auf deren Seite; sollte Sardinien im Bunde mit Österreich kämpfen?

Die Westmächte selbst zeigten wenig Neigung, das kleine Sardinien zu gewinnen, weil sie sich dadurch Österreich entfremden konnten. Erst als dieses durch den Vertrag vom 2. Dezember 1854 ganz zu den Westmächten übertrat, näherte man sich Sardinien, zumal bei der Schwierigkeit des Feldzugs in der Krim das piemontesische Kontingent sehr willkommen war. Die Engländer brauchten es, um nicht den Franzosen das Übergewicht zu lassen, und hätten es am liebsten in Sold genommen. Damit war aber Cavour gar nicht gedient; ihm kam es darauf an, daß Sardinien als selbständige Macht in den Krieg träte, um als solche auch später bei den Friedensverhandlungen teilzunehmen.

In diesem Sinne hatte der Minister des Äußeren, Dabormida, von den Westmächten dreierlei verlangt: Zulassung zum Friedenskongreß, Besprechung der Lage Italiens daselbst, Aufhebung des Sequesters der lombardischen Güter, zu der man Österreich anhalten sollte. Als dies abgelehnt wurde, bat Dabormida am 10. Januar 1855 um seine Entlassung; Cavour übernahm für ihn das Äußere und unterzeichnete am selben Tage den Vertrag, wonach 15 000 Piemontesen nach der Krim abgehen sollten.

Cavour war sich der großen Verantwortung völlig bewußt, aber „mein Gewissen sagt mir, daß ich eine heilige Pflicht erfüllt habe", denn sein politischer Blick erspähte hier die erste Gelegenheit, die italienische Frage vor das

Forum Europas zu bringen. Waren ihm keine bestimmten Zusagen gemacht worden, so wagte er viel, um mehr zu gewinnen. Ganz im Stiche lassen konnten ihn seine Verbündeten nun nicht mehr; Österreich aber, das wußte er, mit Rußland tödlich verfeindet und durch seine Rüstungen in große Ausgaben gestürzt, würde geschwächt aus dem Kriege hervorgehen.

Schwer war noch die Vertretung des Vertrages vor dem Turiner Parlament. Die Opposition hatte Grund, über die großen Ausgaben für den Krieg zu klagen. Cavours Freihandelspolitik hatte zwar die Einfuhr von 18 auf 93 Millionen jährlich gesteigert, aber Notjahre hatten zuletzt die Getreidepreise in die Höhe getrieben, so daß die Presse der Linken den Minister als affamatore (Aushungerer) angriff. Die berufsmäßigen Tadler der Opposition hatten es leicht, den Anschluß an die Partei, zu der auch Österreich gehörte, zu mißbilligen; Cavour in seiner großen Rede vom 6. Februar 1855 konnte zwar nicht alles sagen, was er dachte und hoffte, aber man verstand ihn, als er schloß: „Der Ruhm, den unsere Soldaten aus dem Orient heimbringen werden, wird mehr für Italien bewirken, als alle Redeübungen der Welt." Mit starker Mehrheit wurde der Vertrag gebilligt.

Groß war sein Eindruck in der Welt. Der edle Poërio fühlte Erleichterung seiner Sträflingsketten, als er davon erfuhr; der preußische Gesandte v. Usedom meinte, das sei ein Pistolenschuß, der hart an Österreichs Ohren vorbeigehe.

Das Heer, das unter der Führung Lamarmoras in die Krim abging, hatte dort viel von Seuchen zu leiden, ohne, zum Verdruß Cavours, an den Feind zu kommen; endlich am 17. August konnte es in der Schlacht an der Tschernaja seine Tapferkeit bewähren. Im September 1855 fiel Sebastopol. Im November reiste Viktor Emanuel mit Cavour und d'Azeglio nach Paris und London, wo sie sich

des besten Empfangs erfreuten. „Was kann man für Italien tun?“ — das war die historische Frage Napoleons. Allerlei Projekte über Gebietsaustausche erörterte er nach seiner Weise mit Cavour, der ihm dann auf seinen Wunsch im Januar eine Denkschrift einsandte, worin unter anderem die Ablösung der Romagna vom Kirchenstaat und ihre Übergabe an Modena vorgeschlagen wurde; Sardinien sollte dann durch Modena vergrößert werden. Das waren Pläne, die bald hinfällig wurden, denn mittlerweile hatte der Zar Alexander im Dezember das Friedensprogramm Österreichs angenommen, und es schien, als wenn Graf Buol, der Leiter der österreichischen Politik, auf dem bevorstehenden Friedenskongreß in Paris eine leitende Rolle spielen würde. Das zeigte sich sofort darin, daß Sardinien nicht als völlig gleichberechtigte Macht, sondern nur zu den Angelegenheiten zugezogen werden sollte, die seine Interessen berührten. D'Azeglio, zum Vertreter ausersehen, lehnte entrüstet ab; so mußte denn Cavour selbst im Februar 1856 den sauren Gang antreten, wohl wissend, daß er politisch ein toter Mann sein würde, wenn er die Gleichberechtigung nicht erreiche. Er atmete auf, als Napoleon die Zulassung Sardiniens gewährte und auch der englische Vertreter Lord Clarendon ihm durchaus freundlich entgegenkam. Das lag an der veränderten Konstellation der Mächte. Schon hatte sich Frankreich dem besiegten Rußland genähert, das zu dem undankbaren Österreich von nun an in schroffen Gegensatz trat. Für Cavour war dies günstig; mit den Russen, die bis dahin durchaus zu Neapel gehalten hatten, stand er bald auf gutem Fuß, und auch die Preußen rühmten ihn. Mit Napoleon war er in heimlichem Verkehr, aber eine Vergrößerung für Sardinien war nicht durchzusetzen; die Kaiserin wollte den Papst nicht durch Ablösung der Romagna kränken, und Parma war auch nicht zu gewinnen, da für seinen Herzog die Donaufürstentümer nicht frei

wurden. Wenn Cavour somit „ohne das kleinste Herzogtum in der Tasche" heimkehren mußte, wollte er mindestens einen moralischen Erfolg: er erlangte von Napoleon, daß die italienischen Schmerzen zu den Ohren des Pariser Kongresses dringen durften. In der Sitzung vom 8. April befürwortete Lord Clarendon lebhaft die Zurückziehung der österreichischen Besatzungen, Reformen im Kirchenstaate und Besserung des Systems in Neapel. Als Graf Buol von oben herab die Erörterung der italienischen Frage abschneiden wollte, nahm Cavour das Wort und schilderte die heillose Lage der Dinge in den von Österreich besetzten Staaten. Es war, als wenn der Kaiserstaat auf der Anklagebank saß und keine andere Großmacht für ihn die Stimme erhob. Cavour hatte einen Erfolg errungen, der lauten Widerhall in der europäischen Öffentlichkeit fand. Allerdings wurden seine von Clarendon nochmals bekräftigten Hoffnungen auf England gänzlich herabgestimmt, als er nun in London bei Palmerston eine kühle Aufnahme fand. Sein unverwüstlicher Optimismus merkte hier zum ersten Male, daß auf England kein Verlaß sei; er hätte wissen müssen, daß das englische Interesse, nachdem Rußland und Frankreich sich genähert hatten, gutes Einvernehmen mit Österreich verlange, um auf dem Balkan eine Stütze zu haben. So blieb auf Napoleon die einzige Hoffnung.

Es war doch ein großer Triumph für die nationale Sache, als Cavour im Turiner Parlament am 6. Mai 1856 offen verkündete, wie der europäische Areopag erklärt habe, daß das Heil Europas es erheische, den Leiden Italiens Abhilfe zu schaffen; und es klang wie eine Drohung, als er hinzufügte, er habe sich von dem Grafen Buol in der Überzeugung getrennt, daß die Grundsätze der beiden Höfe unvereinbar wären. Von Wien her ertönte die heftige Antwort auf die „Brandreden in Turin", daß Österreich auch künftig von seinem Interventionsrecht Gebrauch machen

und die italienischen Staaten in ihrer Souveränität schützen werde.

Gewaltig war der Erfolg Cavours in ganz Italien. Stürmisch jubelten ihm die Patrioten zu; aber der schönste Lohn für ihn war, daß Daniel Manin, der Diktator Venedigs, aus seinem Exil in Paris dem Mazzinistischen Verschwörertum und der Republik absagte und sich für Piemont erklärte, dessen König den Einheitsstaat schaffen solle. Von den Mazzinisten verketzert, widmete sich Manin nun bis an sein nahes Lebensende der neuen Aufgabe, durch seine Flugschriften den Beruf des Hauses Savoyen zu verkünden. Er fand einen tätigen Genossen in dem Mailänder Pallavicino, der einst im Kerker des Spielbergs geschmachtet hatte, und in dem Sizilianer La Farina, der die Seele des 1857 begründeten Nationalvereins wurde. In unermüdlicher Arbeit verbreitete der feurige Patriot überall die Ideen dieses Bundes, in dessen Vorstand auch Garibaldi eintrat. Er warnte vor Verschwörungen und mahnte zum Krieg gegen Österreich, zur Unterstützung Piemonts, das allein helfen könne. Geheim mußte die Tätigkeit des Vereins bleiben in den Staaten der österreichischen Parentel, geheim auch seine Verbindung mit Cavour, der durch La Farina Nachricht erhielt von den Fortschritten des Bundes und der wachsenden Erregung der Patrioten. Der Nationalverein hat in den nächsten Jahren Großes für die Einheit und Einigkeit gewirkt.

In Italien begann es überall zu gären. In Parma wurde März 1854 jener Tyrann Karl III. ermordet, seine Mutter Luise Bourbon, Schwester des Grafen Chambord, übernahm die Regierung. Im Februar 1857 verließen die Österreicher endlich das Herzogtum, aber Piacenza blieb vertragsmäßig besetzt; aus Toskana waren sie schon 1855 abgezogen. In Neapel regte sich gegen die grausame Härte Ferdinands II. immer wieder der Widerstand einzelner

Mazzinisten. Im November 1856 versuchte Bentivegna eine Erhebung auf der Insel; gleich darauf machte Milano einen Mordanfall auf den König; ein Pulvermagazin und ein Kriegsschiff wurden in die Luft gesprengt. Cavour verurteilte im Parlament diese nutzlosen Versuche der Verschwörer, aber es mußte ihm willkommen sein, wenn der Bourbon in Neapel immer verrufener wurde. Die Westmächte schickten 1856 sogar Schiffe in die Gewässer bei Neapel, und Napoleon spann ein neues Projekt, statt des Bourbon einen Murat einzusetzen, wobei Cavour ihm nicht widersprach, da er damals nicht daran dachte, auch das Regno, jenes so völlig anders geartete Gebiet Unteritaliens, dem Hause Savoyen zu verschaffen. Im Kirchenstaat blieb das strenge Polizeiregiment und die korrupte Verwaltung; der skrupellose Antonelli regierte und gab Pius IX. nur Einblick, wenn es ihm paßte. Aber gerade damals, wo die weltliche Herrschaft des Papstes verachtet und nur von fremden Bajonetten gestützt ihr Leben fristete, erhob sich seine geistliche Macht durch die Jesuiten unter der Führung des Belgiers Beckx, des „schwarzen Papstes", zu schwindelnder Höhe. Die 1850 gegründete Zeitschrift „Civiltà Cattolica" wurde das Hauptorgan der neuen Lehren von dem souveränen Pontifex: „Wenn der Papst denkt, so ist es Gott, der in ihm denkt." Am 8. Dezember 1859 verkündete Pius in der Peterskirche das Dogma von der unbefleckten Empfängnis Mariä, womit freie Bahn für die Lehre von der Unfehlbarkeit geschaffen wurde. Ein Konkordat mit Österreich 1855 befestigte das Bündnis mit dem schützenden Kaiserstaat.

Mit Sardinien war es zum schweren Konflikt gekommen, als Rattazzi Anfang 1855 ein Gesetz gegen die zahllosen geistlichen Genossenschaften vorlegte, die nicht der Predigt, der Erziehung und Krankenpflege dienten. Das ungeheure Vermögen der Toten Hand sollte besteuert, ein Teil der

1400 Kanonikate beseitigt werden. Der Widerstand war überaus stark in den frommen Kreisen; der Papst drohte mit dem Banne allen, die für das Gesetz stimmen würden. Der König war in seinem Gewissen schwer bekümmert, zumal sein Haus in diesen Wochen durch den Tod seiner Gemahlin, seiner Mutter und seines Bruders heimgesucht wurde. Cavour blieb fest, so daß es einen Augenblick schien, als wenn er abgehen müsse; aber in langen Kämpfen bis Mai 1855 setzte er im Parlament und beim Könige das Kirchengesetz durch. Dabei hielt sich Cavour immer auf dem Mittelweg; die Einziehung aller Kirchengüter wollte er ebensowenig wie die Aufhebung des Ordens der barmherzigen Schwestern. Die katholische Staatskirche blieb bestehen. Und er schickte einen Abgesandten, um den Papst in Bologna zu begrüßen, als dieser 1857 eine Reise durch die Romagna antrat, wobei sich Pius von der unheilbaren Abneigung des Volkes gegen die Priesterherrschaft überzeugen konnte.

In der Lombardei und in Venetien war indes eine mildere Praxis der Regierung eingetreten. In Wien fühlte man doch nach den Klagen des Pariser Kongresses die Pflicht, dort moralische Eroberungen zu machen. Der Kaiser kam mit seiner Gemahlin Ende 1856 zu längerem Aufenthalt nach Mailand, gewährte eine allgemeine Amnestie, hob den Sequester über die Güter der Flüchtlinge auf und ersetzte Radetzky durch seinen Bruder Maximilian, der als Vizekönig sich die persönlichen Sympathien gewann. Aber die Lombarden waren nicht mehr diesem allzu späten Entgegenkommen zugänglich. Das bewiesen die Sammlungen, die gerade damals in lombardischen Kreisen veranstaltet wurden, um dem Piemontesischen Heere ein Denkmal zu setzen und 100 Kanonen für die Festung Alessandria zu stiften; sie riefen einen heftigen Zeitungskrieg, dann auch österreichische Drohungen in Turin hervor,

vor denen Cavour aber nicht zurückwich. Die Folge davon war der völlige diplomatische Bruch zwischen Turin und Wien im März 1857.

Cavours Stellung befestigte sich in dieser Zeit, je mehr die radikale Strömung an Kraft verlor. Als Mazzini gegen Manin und den Nationalverein wütende Angriffe richtete, erlebte er es, daß auch Garibaldi zu Cavour überging. Ein Putsch, den der große Verschwörer 1857 in Genua angezettelt hatte, zeigte, daß er selbst in dieser Zeit seine Wühlertaktik, noch dazu gegen Piemont, aufrecht erhielt. Die Folgen waren, daß Neuwahlen im November 1857 in Sardinien die Konservativen und Klerikalen stärkten. Cavour ließ darauf Rattazzi, der den Umtrieben allzu lau entgegentrat, fallen und übernahm selbst das Ministerium des Innern. Er konnte sich im Parlament immer noch auf eine stattliche Mehrheit stützen, die ihm anhing. Wenn es galt, Alessandria zu befestigen und den neuen Kriegshafen La Spezia auszubauen, wurde jede Forderung bewilligt. Sein Wille und sein Einfluß übten eine Diktatur aus, wie sie Bismarck selten zu Gebote stand. Doch hat er sie nie zugunsten einer Partei mißbraucht, obschon man seinen Anhang die „consorteria" nannte. Er suchte alle Elemente, selbst die ihm feindlichen klerikalen, zusammenzuschließen für die Stunde der Befreiung, wobei er nur eines von jeder Mitwirkung ausschloß: das jede Ordnung untergrabende des Mazzinismus. Für seine auswärtige Politik, besonders in den Augen Napoleons, konnte ihm dieser Zug nach rechts nur nützlich sein, wie es sich sofort bei einem entscheidenden Ereignis zeigte: dem Attentat des Orsini.

Am 14. Januar 1858 versuchte Felix Orsini in Paris mit einigen Genossen den Kaiser durch Bomben zu töten. Während zahlreiche Personen getroffen wurden, blieb Napoleon unverletzt. Orsini war seit zwanzig Jahren bei

zahlreichen Verschwörungen und Aufständen in Italien beteiligt, mehrfach im Kerker gewesen, dann wunderbar befreit, bis er in London den Anschlag gegen Napoleon geplant hatte. Sein Verteidiger Jules Favre hatte nicht unrecht, wenn er ihn als edlen Fanatiker hinstellte, dessen Leben ein einziger Kampf gegen die Fremdherrschaft gewesen. Was hatte sein Attentat bezweckt? Er sagte es in einem Briefe an den Kaiser: „Befreien Sie mein Vaterland, und der Segen von 23 Millionen folgt Ihnen in die Nachwelt.“ Er wolle nicht, daß französisches Blut für Italien fließe, nur Deutschland solle Napoleon von der Unterstützung Österreichs zurückhalten. Aber Europa würde nicht zur Ruhe kommen, so lange Italien nicht frei sei. In einem zweiten Brief bereute er sein Verbrechen und bat seine Landsleute, nicht mehr durch Mord, sondern durch Einigkeit und Hingebung für die Befreiung zu wirken. Orsini wurde mit seinem Genossen Pieri am 13. März hingerichtet. Daß Napoleon erlaubte, seine Briefe zu veröffentlichen, ja sogar Cavour aufforderte, sie in der Piemonter Zeitung abzudrucken, mußte zu denken geben, war dies doch eine Herausforderung Österreichs. Schon zweimal vorher hatten Italiener Mordversuche auf Napoleon versucht; würde dieser dritte, furchtbarste, dem er wie durch ein Wunder entgangen war, seinen Zweck erreichen und den Kaiser zur Befreiung Italiens veranlassen? Einst als junger Abenteurer hatte er mit seinem Bruder das Gelübde des Carbonaro abgelegt und an der Erhebung in Bologna 1831 teilgenommen; auf ihn, den Fatalisten, konnten unsanfte Mahnungen an jenes Gelübde, die ihn immerfort mit dem Tode bedrohten, nicht ohne Eindruck bleiben. „Der italienische Dolch scheint eine fixe Idee bei Napoleon geworden zu sein“, schreibt der Prinz von Preußen an den Prinzgemahl Albert. Dazu kam, daß er immer mehr eine hohe Mission für sich in Anspruch nahm: die

Verträge von 1815 zu zerstören und dem Nationalitätsprinzip zum Siege zu verhelfen, wobei dann natürlich für Frankreich etwas abfallen sollte. Andererseits wirkte auch vieles gegen die Unterstützung Italiens. Erstens die alte französische Politik, die in der Zerrissenheit der Halbinsel ein Moment der französischen Hegemonie sah, zweitens die Rücksicht, die er auf den Papst zu nehmen hatte, drittens das unheimliche Bündnis mit der Revolution, die er doch in Frankreich mit allen Mitteln unterdrückte, und endlich die Gefahr, bei einem Kriege gegen Österreich auch Preußen und den deutschen Bund, ja auch England gegen sich zu haben. Das waren alles für Napoleon schwerwiegende Gründe gegen den Krieg, die Cavour sich stets vor Augen halten mußte. Die nächste Folge des Attentates war die Forderung Napoleons, Cavour solle die radikalen Zeitungen, die das Attentat verherrlichten, bestrafen. Das brachte ihn in die unangenehme Lage, entweder die Verfassung oder den Kaiser zu verletzen. Er half sich, indem er einen Entwurf vorlegte, wonach freisprechende Gerichtsurteile über Zeitungen, die den politischen Mord billigten, fortan verhindert wurden. Cavour verteidigte die Vorlage in glänzender Rede; aber wenn er beteuerte, daß er nicht unter fremdem Druck, sondern nach seinem Gewissen handle, fügte er doch hinzu, Italien könne Allianzen nicht entbehren und dürfe sie nicht durch eine maßlose Preßfreiheit verscherzen. Am 29. April ging die Vorlage durch. Ob der Mann an der Seine befriedigt, wußte niemand. In Österreich jubelte man über das Attentat, weil es Napoleon gegen die italienischen Revolutionäre aufbringen müsse, und d'Azeglio verzweifelte nun daran, den Tag der Freiheit noch zu schauen. Und doch hatte Orsinis Tat den Erfolg, für den er gefrevelt und geblutet hatte.

Im Frühjahr 1858 ließ Napoleon heimlich den Staatsmann Piemonts auffordern, in das Vogesenbad Plom-

bières zu kommen. Dort fand am 20. Juli die entscheidende Besprechung statt.

Zuerst ging der Kaiser die Möglichkeiten durch, einen Kriegsanlaß zu finden. Als Ziel bezeichnete er die Vertreibung der Österreicher aus ganz Italien. Sardinien sollte Lombardo-Venetien erhalten, dazu auch die Legationen und die Marken, dem Papst nur Rom und Umgebung bleiben, der Rest des Kirchenstaates an Toskana kommen, das ein Königreich Mittelitalien unter dem Szepter der Herzogin von Parma bilden würde. Neapel schien der Kaiser dem Prinzen Murat zuwenden zu wollen. Die drei Königreiche und der Kirchenstaat sollten zu einem Bund unter Vorsitz des Papstes vereinigt werden. Zwei Bedingungen mußten Cavour sehr schmerzlich sein: erstens die Abtretung von Savoyen und Nizza, zweitens die Heirat des Prinzen Napoleon, Vetters des Kaisers, mit der Tochter Viktor Emanuels, Klotilde. Doch durfte er seine Zustimmung nicht verweigern. Endlich versprach Napoleon 200 000 Mann Zuzug. Er rechnete fest darauf, daß Rußland und England neutral bleiben würden, was er auch von Preußen hoffte.

Von Plombières ging Cavour nach Baden-Baden, wo er mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen eine lange, zufriedenstellende Unterredung hatte. Doch erfüllten sich seine Hoffnungen auf Preußen nicht.

Im Dezember wurde das Bündnis zwischen Frankreich und Sardinien geschlossen, von dem nur Napoleon und Viktor Emanuel, Cavour und sein bester Diplomat Villamarina, sonst niemand, Kenntnis hatte. Cavour ging nun rüstig an die Vorbereitungen. Mit La Farina verabredete er eine Erhebung in den Herzogtümern, mit Garibaldi die Mitwirkung von Freischaren.

Am 1. Januar 1859 überraschte Napoleon die Welt mit der berühmten Ansprache an den österreichischen Bot-

schafter v. Hübner: „Ich bedauere, daß die Beziehungen zwischen unseren Regierungen so schlecht sind." Ungeheuer war das Aufsehen dieser Worte des Mannes, der als der Schiedsrichter Europas galt. Und der stärkste Widerhall schallte am 10. Januar aus der Thronrede Viktor Emanuels: „Der König könne trotz aller Achtung vor den Verträgen nicht unempfindlich bleiben bei dem Schmerzensschrei, der aus allen Teilen Italiens zu ihm dringe." Niemand in der Welt konnte mehr an dem kommenden Krieg zweifeln; und da dieser Satz gerade von Napoleon vorgeschlagen worden war, durfte auch Cavour wohl sicher sein, daß der Kaiser nicht mehr zaudern werde. Und doch, welch furchtbare drei Monate sollte er noch durchleben, ehe der Krieg erklärt wurde!

Zunächst ging alles gut. Am 30. Januar fand bereits in Turin die Hochzeit des Prinzen Napoleon mit der Königstochter statt; Anfang Februar erschien eine Schrift von Laguéronnière „Napoleon III. und Italien", die, von dem Kaiser gebilligt, die Gründe des Krieges entwickelte und die Welt an die Dankbarkeit mahnte, die sie der Kultur Italiens schuldete. Am 18. Januar war noch einmal der Vertrag zwischen den Bundesgenossen bekräftigt worden, wonach der Kaiser Sardinien, wenn es von Österreich angegriffen werde, zu schützen und nach dem Siege ein italienisches Königreich für Viktor Emanuel zuzulassen versprach, das etwa 11 Millionen umfassen sollte.

Nun begannen die Rüstungen, wobei Sardinien behutsam, Österreich offen vorging. Cavour erhielt vom Parlament eine Anleihe von 50 Millionen bewilligt.

Schon aber zeigten sich die Schwierigkeiten, die sich dem Ausbruch des Krieges entgegenstellten. Keiner der Gegner wollte als der Angreifer erscheinen; welchen Grund aber hatte Napoleon zum Kriege, wenn doch Österreich durchaus durch Staatsverträge gedeckt war, die auch Frankreich unter-

schrieben hatte? Freilich machte Cavour geltend, daß Österreich über die Verträge von 1815 hinausgegangen sei, indem es mit den Kleinstaaten Schutzverträge abgeschlossen habe, die seinen Einfluß unrechtmäßig ausgedehnt hätten. Diese Sonderverträge aufzuheben, verlangte Frankreich; und sie waren es auch, die dann später das Eintreten Preußens verhindert haben, das sich wohl für Lombardo-Venetien, nicht aber für den Einfluß Habsburgs in Italien einsetzen wollte.

Da zeigte sich nun das Bestreben Englands, den Krieg durch einen Kongreß und durch Abrüstung der Gegner zu verhüten. Lord Malmesbury, Minister des Äußeren im Tory-Kabinett, ergriff eifrig für Österreich Partei; der wachsende Einfluß eines siegreichen Frankreichs mußte ebenso verhindert werden wie eine Niederlage Österreichs. Für Piemont und Italien hatte man schöne Worte, aber von einer wirksamen Förderung war England weit entfernt. Andererseits war es höchst unklug von Österreich, sich durch britische Versprechungen hinhalten zu lassen; in der Zwischenzeit hatten die Gegner Zeit zu rüsten, während Österreich, wenn es jetzt zuvorkam und über den Tessin ging, Piemont leicht überrennen konnte. Napoleon aber zögerte immer noch, wohl deshalb, weil seine Rüstungen viel zu wünschen übrig ließen. Am 24. März ging Cavour in großer Besorgnis nach Paris; er hatte Mittel, den Kaiser an sein Versprechen zu mahnen, wenn er mit der italienischen nicht mehr aufzuhaltenden Revolution oder mit Veröffentlichung der Dokumente drohte, die Napoleon als Anstifter belasteten. Er kehrte getröstet zurück. Trotzdem arbeitete Malmesbury weiter an der Abrüstung und dem Konferenzplan. Da Österreich Sardinien nicht als gleichberechtigt auf einem Kongreß der Großmächte zulassen wollte, schlug er am 18. April vor, die italienischen Staaten sollten nicht als vollberechtigt, sondern wie 1821 in Laibach

als bloße Teilnehmer eingeladen werden. Napoleon, noch immer unentschlossen, ging darauf ein und forderte nun Sardinien auf, unter dieser Bedingung die Abrüstung zu versprechen. Es war ein furchtbarer Schlag für Cavour; zu dem französischen Attaché, der ihm in der Nacht zum 19. April die Depesche an sein Bett brachte, sagte er: „Nun bleibt nichts übrig, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen.“ Er drohte mit seiner Entlassung oder mit dem Verzweiflungsakt, den Krieg auf eigne Hand zu beginnen. Vielleicht aber hatte Napoleon seine Forderung nur gestellt, weil er bereits Kunde hatte, daß Österreich durch ein Ultimatum an Sardinien die Abrüstung fordern wolle.

Dies traf zu; am 19. hatte Graf Buol ein auf drei Tage befristetes Ultimatum abgesandt, wodurch er Österreich in die Stellung des Angreifers brachte. Man hat dies stets als große Torheit bezeichnet, aber gewiß brach sich in Wien die Ansicht Bahn, daß die Finanzen keine längere Kriegsbereitschaft ertrügen und daß längeres Zaudern die Siegesmöglichkeit täglich verringere, während England doch keine Sicherheit bot, Napoleon vom Angriff zurückzuhalten. Der Stolz der Hofburg tat das übrige.

Am 23. April kam der Überbringer des Ultimatums an. Nun war die Gewißheit da. Durch das Parlament ließ Cavour dem Könige während des Krieges diktatorische Vollmachten übertragen; am 26. lehnte er die Forderung Österreichs ab, nachdem er vertragsgemäß den Beistand Frankreichs angerufen hatte. „Alea jacta est“ sagte er heiter zu seinen Freunden, „wir haben Geschichte gemacht, nun laßt uns zum Essen gehn!“

Überblicken wir noch einmal die Politik Cavours, so sehen wir in ihr die rücksichtslose Kraft des genialen Staatsmannes, der, von seinem Dämon getrieben, mit allen Mitteln auf sein Ziel, den Krieg, hinarbeitet. Da Italien seine Freiheit nicht allein zu erkämpfen vermochte, hatte er die

einzige Macht, die helfen konnte, umworben und den Mann mitgerissen, der nur zögernd sich gewinnen ließ. Er übernahm die Verantwortung vor seinem Gewissen, im Dienste der großen Freiheits- und Einheits-Ideen, die in der Geschichte seiner Zeit lagen, getragen von den Traditionen seines Staates, in dem er wurzelte, und von dem Geiste seiner Nation, die ihm zujubelte, weil er sie ihrem Ziele entgegenführen wollte.

V.

Der Krieg von 1859 und die Begründung des Königreichs Italien.

1. Der Sommerfeldzug bis zum Waffenstillstand von Villafranca (Mai bis August 1859).

In der kurzen Zeit von zwei Jahren sollten sich die Träume von Jahrhunderten für Italien erfüllen. Wie sich dabei das Werk der führenden Männer mit dem nationalen Impuls, militärische Kraft und Diplomatenkunst mit der Erhebung der Massen, Intriguenstück und Volksepos verbinden — das gibt dieser Zeit ihr Gepräge.

Am 5. Mai erließ Napoleon seine Kriegsproklamation, in der er versprach, „Italien frei bis zur Adria" herzustellen, selbst aber keine Eroberungen zu machen. Am 12. Mai landete er in Genua; der Aufmarsch seines etwa 120 000 Mann starken Heeres hatte sich vollzogen.

Inzwischen hatte der österreichische Oberbefehlshaber Giulay nichts getan, um die Übermacht seines im ganzen etwa 200 000 Mann starken Heeres gegen die 70 000 Piemontesen auszunutzen. Sein Zaudern war durch das der Wiener Politik verschuldet, die zuerst die Tage vom 19. bis 26., und dann, auf neue englische Vermittlung hin, noch vom 27. bis 29. April verstreichen ließ, ehe das Heer den Tessin überschritt. Drei Möglichkeiten lagen nun vor: erstens auf Turin zu gehen, auf dessen Preisgabe die Bevölkerung gefaßt war; aber dann war die Gefahr groß, von den Fran-

zosen in der Flanke gepackt und abgeschnitten zu werden; zweitens konnte man sich auf die Piemontesen werfen, doch hätten diese es vor Ankunft der Franzosen nicht darauf ankommen lassen; drittens versprach ein Angriff auf Alessandria und Casale auch nicht so raschen Erfolg, daß er noch vor Erscheinen der Franzosen zum Ziele geführt hätte.

Jedenfalls war kostbare Zeit vergangen, als sich Giulay am 8. Mai zum Vorgehen entschloß, aber bald wieder, veranlaßt durch irrige Meldungen aus Wien über die Stärke des Feindes, zögerte und umkehrte. Er ging endlich (31. Mai) über den Tessin zurück, stand also nach Verlust von vierzehn Tagen wieder da, wo er am Anfang gewesen war. Kleine Gefechte bei Montebello (20. Mai) und Palestro (30. Mai) hatten vorher schon mit dem Siege der Franko-Sarden geendet; bei Palestro hatten sich die Piemontesen unter Führung ihres Königs besonders hervorgetan. Als dann die Verbündeten am 3. Juni den Tessin überschritten, ließ man sie ruhig gewähren und nahm bei Magenta am 4. die Schlacht an. Sie endete, als es abends spät Mac Mahon gelang, Magenta zu erstürmen. Zwar hatte Giulay die Absicht, die Schlacht mit neuem Zuzug am 5. wieder aufzunehmen; doch war schon Clam-Gallas mit seinem Korps abgezogen. Napoleon hatte nicht die Überzeugung, gesiegt zu haben, sondern zögerte, bis er des feindlichen Rückzuges sicher war. Am 8. Juni 1859 zog er mit Viktor Emanuel in das jubelnde Mailand ein. Der erste Teil des Feldzuges war zu Ende. Aber schon die ersten sechs Wochen hatten gezeigt, daß neben den militärischen Handlungen lang vorbereitete Volkserhebungen das Werk der Befreiung beschleunigten.

Garibaldi, aus Montevideo 1854 zurückgekehrt, hatte sich dem Könige zur Verfügung gestellt. Ungehalten darüber, daß man ihm nicht erlaubte, mit Freischaren Mittelitalien

zu insurgieren, gehorchte er doch dem Plane, der es ihm und seinen Jägern gestattete, dort zu kämpfen, wo er 1848 seinen Ruhm begründet hatte: am Lago maggiore. Von der Südspitze fiel er mit 3000 Mann in die Lombardei ein, nahm am 25. Mai Varese, dann Como, wobei ihm überall die Erhebung des Volkes Beistand leistete. Als der General Urban Verstärkung erhielt, zog er sich zurück und wäre in die Schweiz gedrängt worden, wenn ihm nicht der Sieg bei Magenta Luft gemacht hätte.

Wenn schon in der Lombardei unter den Augen der Österreicher das Volk sich erhob, wie viel mehr erst in den Kleinstaaten, die von dem Nationalverein so gut bearbeitet worden waren! In Toskana begann die Erhebung schon am 27. April auf dem Signorienplatz in Florenz. Ohne jedes Blutvergießen, in maßvoll ruhiger Volksbewegung, „bei der die Läden der Geldwechsler nicht geschlossen wurden", erreichte man die Abreise des Großherzogs und die Einsetzung einer provisorischen Regierung, die an Viktor Emanuel die Diktatur übertrug. Damit erhob sich hier sofort am Beginn des Feldzuges die Frage, wie Napoleon sich zu einer Vergrößerung Sardiniens stellen würde, die über das getroffene Abkommen hinausging? Viktor Emanuel lehnte auf Napoleons Rat die Diktatur ab und übernahm nur den Oberbefehl der toskanischen Truppen. Als der Kaiser nun aber seinen Vetter, den Prinzen Napoleon, mit einem Armeekorps nach Toskana sandte, mußte der Argwohn der Italiener sich regen, daß der Kaiser nach dem alten Muster seines Oheims für seine Dynastie ein Königreich Etrurien gründen wolle. Er leugnete es, aber die französischen Agenten in Toskana mehrten den Verdacht. Da war es ein ausgezeichneter, ehrenfester Mann, der Baron Ricasoli auf Schloß Brolio im Tal Chianti, der mit nie rastender Energie den Anschluß an Sardinien betrieb. Aus uraltem

Geschlecht, berühmt durch die Austrocknung der Maremmen, ging er seinen festen Weg, war neben dem von Cavour gesandten Boncampagni die Seele der Regierung, ein Feind aller Radikalen, ein Gegner der Autonomie wie der Franzosen, ein völlig uneigennütziger Monarchist, der es nie zur Volksgunst brachte, aber das hohe Ziel seines Lebens erreichte.

Nach der Schlacht von Magenta zogen die Österreicher aus den Festungen Pavia, Piacenza, Bologna, Ferrara, Ancona ab. Dadurch wurden auch Parma und Modena befreit; Marie Luise verließ ihr Land, Franz V. hatte sich mit seinem Heere den Österreichern angeschlossen. Man wählte auch hier provisorische Regierungen, die Viktor Emanuel zur Übernahme der Herrschaft aufforderten. Cavour sandte seinen Freund Luigi Carlo F a r i n i dorthin, einen romagnolischen Arzt, der schon 1841 sein Vaterland hatte verlassen müssen, weil er der päpstlichen Regierung verdächtig war. In der liberalen Episode des Papsttums war er im Ministerium; nach Rossis Ermordung verließ er wiederum sein Land, da er der Republik nicht dienen wollte. In Turin wurde er 1850 Unterrichtsminister und unterstützte auch nach seinem Abgang eifrig Cavours Politik. Er hat nun in Parma und Modena mit höchstem Eifer den Anschluß an Sardinien vorbereitet.

In Bologna wurde am 12. Juni das päpstliche Wappen entfernt und Viktor Emanuel ausgerufen. Die Romagna folgte; Napoleon erlaubte, daß d'Azeglio hingeschickt wurde, um die Ruhe aufrecht zu halten. Weiter südlich aber durfte die Unterstützung der Bewegung nicht gehen, um den Papst nicht zu reizen. Das mußte die Stadt Perugia büßen, die am 14. Juni den Legaten verjagt und die Diktatur des Königs beschlossen hatte. Durch Schweizer Söldner unter dem Obersten Anton Schmid wurde die Stadt am 20. Juni

wieder erobert und so grausam gestraft, daß die Greuel der Schweizer das Entsetzen Europas erregten. Den gefallenen Päpstlichen errichtete der Kardinal Pecci (der spätere Papst Leo XIII.) einen Katafalk mit der Inschrift: „Selig sind, die in dem Herrn sterben“. Doch lange sollte auch hier in Umbrien die Papstherrschaft nicht mehr währen.

Auf dem Kriegsschauplatz waren die Österreicher hinter die Adda zurückgegangen, nachdem der tapfere General Benedek noch bei Melegnano, südlich Mailand, die Verfolger aufgehalten. Seit dem 18. Juni führte Kaiser Franz Joseph persönlich das Kommando über sein jetzt auf 220 000 Mann verstärktes Heer. Nach längerem Zaudern, ob man nicht auch die Mincio-Linie räumen solle, hatte man doch das Gelände zwischen Chiese, Mincio und dem Gardasee zum Schlachtfeld ausersehen, wo man in starker Stellung den Feind am 24. Juni empfing. Auf beiden Seiten wurde mit der größten Tapferkeit gekämpft; die Verluste waren überaus schwer, bei den angreifenden Verbündeten höher (14 000) als bei den Verteidigern (13 000). Die Piemontesen konnten im Norden bei S. Martino gegen Benedek nichts ausrichten; erst als er nach Verlust des Zentrums den Befehl zum Abzug erhielt, räumte er unwillig seine Stellung. Auch die Hauptstellung bei S o l f e r i n o wäre ohne schwere Fehler gehalten worden. Die südliche Stellung bei Medole wurde gefährdet, weil man viel zu spät aufbrach, indem man den Angriff der Feinde erst am nächsten Tag erwartete. Was den Österreichern besonders schadete, war die Unzuverlässigkeit mancher Bestandteile ihres Heeres, besonders der Ungarn. Die Herrschaft Habsburgs in Italien, für die man kämpfte, hatte nichts Begeisterndes für die Armee; unter ihren Führern herrschte Uneinigkeit und Unfähigkeit. Trotzdem war der Sieg der Franko-Sarden auch bei Solferino nicht entscheidend; erst am 1. Juli überschritten sie den Mincio.

Da wurde die Welt durch den Waffenstillstand von Villafranca am 12. Juli überrascht, der dem Kriege ein Ende machte. Am 6. Juli hatte Napoleon an Franz Joseph einen Brief gesandt, am 8. wurde schon die Waffenruhe auf neun Wochen vereinbart, am 11. kamen die beiden Kaiser persönlich zusammen. Österreich trat die Lombardei an Napoleon ab, der sie an Sardinien übergab; Mantua und Peschiera blieben bei Österreich. Die Herrscher von Toskana und Modena sollten in ihre Staaten zurückgeführt werden, über die anderen Gebiete Friedensverhandlungen eröffnet werden.

Die Beweggründe für Franz Joseph konnten nicht zweifelhaft sein. So schwer es ihm war, die Lombardei abzutreten: er behielt Venetien und konnte von dem Festungsviereck aus neugestärkt später das Glück wieder versuchen. Den Krieg jetzt weiter zu führen, war möglich, aber sehr schwierig. Die Kassen waren leer, in der Armee waren schwere Übelstände zutage getreten, das Vertrauen auf die Führung zerrüttet, in Ungarn gährte es, zumal Napoleon durch Verhandlungen mit Kossuth und durch seine Flotte den Aufstand dort hervorzurufen drohte. Andererseits war doch aber eine preußische Armee völlig gerüstet, an den Rhein abzugehen, die Napoleon gezwungen hätte, seine Truppen dorthin zu senden. Aber gerade dies war für Franz Joseph ein Grund, den Feldzug abzubrechen, denn lieber wollte er eine Provinz verlieren, als an Preußen in der deutschen Frage Zugeständnisse machen, auch wenn es nur die Verfügung über das deutsche Bundesheer verlangte. In einem Manifest vom 15. Juli klagte der Kaiser offen, daß ihn Preußen im Stiche gelassen.

Die Gründe Napoleons, den Stillstand anzubieten, ohne daß seine Verheißung „Italien frei bis zur Adria" sich erfüllt hatte, hingen in letztem Grunde ebenfalls mit der preußischen Mobilisierung zusammen. Preußen hatte

erklärt, jede Verletzung des deutschen Bundesgebietes abwehren zu wollen. Nun näherten sich die Piemontesen diesem Gebiete, hatte doch Garibaldi zuletzt in Tirol gekämpft. Aber schon ein Angriff auf das Festungsviereck galt damals, wie der Minister von Schleinitz an Bismarck schrieb, für eine schwere Bedrohung Deutschlands. Am Rhein Krieg zu führen, hatte aber Napoleon keine Truppen übrig. Dazu kamen persönliche Gründe: Der Kaiser war durch die Sommerstrapazen und durch die furchtbaren Eindrücke der Schlachtfelder völlig zusammengebrochen. Endlich waren es doch politische Überlegungen, die ihn zum Abbruch des Krieges bewogen. Rußland war durch die ungarischen Umtriebe beleidigt, die auch nach dem Balkan übergriffen. Und vor allem: wofür kämpfte Frankreich, wofür hatten 20 000 Franzosen geblutet? Für die Vergrößerung Piemonts und für die Einigung eines Staates, der Frankreich als mächtiger Nachbar gefährlich werden konnte. Die Mißstimmung über die wachsende Selbständigkeit des Bundesgenossen, die Einsicht, daß die italienische Freiheitsbewegung ihm über den Kopf wuchs, die Beihilfe der Revolution, die ihm unheimlich zu werden begann, die Bedrohung des Papstes — das alles fühlte der Kaiser und mehr noch die Kaiserin, die ihn bestürmte, Frieden zu schließen. Die Stimmung des Heeres, die den Sarden nie hold gewesen war, hatte sich während des Feldzugs fast zur Erbitterung gegen den Alliierten gesteigert. Nur mit Mühe hatte Napoleon sich von Cavour in den Krieg ziehen lassen, jetzt war wieder der andere Antrieb stark, Sardinien und die Revolution nicht zu mächtig werden zu lassen.

Viktor Emanuel war vor dem Stillstand nicht gefragt worden; zornig wallte er auf und drohte den Krieg allein fortzusetzen. Daß das unmöglich war, sah er selbst ein. Cavour kam ins Hauptquartier und versuchte den Waffenstillstand

zu hintertreiben; nach einer sehr heftigen Unterredung mit seinem Könige nahm er am 13. den Abschied, weil er die Verantwortung für den Stillstand nicht tragen wollte. Am 15. Juli sprach er in Turin den Kaiser, der ihm riet, die Rückkehr der vertriebenen Dynastien nicht zuzulassen. Dieser Rat, der wiederum den schwankenden Sinn Napoleons verriet, zeigte dem Staatsmann einen Weg, den er schon selbst beschritten hatte: die Erfüllung der Bedingungen des Stillstandes zu hintertreiben.

2. Von Villafranca bis zum Anschluß Mittelitaliens an Sardinien (Juli 1859 bis April 1860).

Zwischen den beiden kriegerischen Bewegungen der zwei Entscheidungsjahre, dem lombardischen Feldzug und dem Garibaldizug nach Sizilien, liegt ein Zeitraum von neun Monaten, Tage schmerzlicher Enttäuschung, dumpfer Ungewißheit und gefährlicher Minierarbeit. Wer der Meinung ist, daß die Geschicke der Einigung sich doch über kurz oder lang vollziehen mußten, sieht nicht die großen Gefahren, die auf allen Seiten, innen wie außen, der italienischen Erhebung drohten. Durch die Bestimmungen von Villafranca schien die Einigung Italiens verhindert zu sein, und Viktor Emanuel hatte seine Zustimmung dazu gegeben, wenn er auch klüglich bei seiner Unterschrift bemerkt hatte: „Ich trete bei, insoweit es mich anlangt." Napoleon war nicht mehr gewillt, den Kampf zu erneuern. Damit war Sardinien seinen Todfeinden, Österreich, Neapel und dem Papste, preisgegeben, deren vereintem Angriff sein Heer nicht gewachsen gewesen wäre. Dazu regten sich im Innern stärker die Mächte der Revolution, die, Mazzini an der Spitze, ihre Anklagen gegen den König und Cavour erhoben und ihre republikanischen Ideen in den enttäuschten Massen durchführen wollten. Wie sollten die

Patrioten über diese Gefahren hinweg die Einigkeit erhalten und die Einigung weiterführen?

Cavour hatte sich tief verbittert zu seinen Verwandten an den Genfer See zurückgezogen. Aber bald hoffte er wieder und sprach es aus, daß er von nun an gezwungen sei, das Handwerk des Verschwörers zu treiben. Was bis dahin offene, kühne Tat gewesen, mußte jetzt versteckte Intrigue, dunkles Wühlen oder verblüffende Tollkühnheit sein. Ganz konnte Napoleon den Bundesgenossen ja doch nicht fallen lassen; dazu kam die Hoffnung auf England, das, nicht aus Liebe für Italien, sondern um Frankreich und Neapel zu schwächen, die Revolutionen auf der Halbinsel begünstigen würde, die beim englischen Volke überdies populär waren. Cavour hat damals wohl schon seine Blicke auf Neapel gelenkt, denn allmählich mußte er sich mit dem Gedanken der vollen Einheit, dem er früher noch nicht näher getreten war, vertraut machen.

Zunächst hatte er schon in den Tagen von Villafranca sich das Ziel gesteckt: die Rückkehr der Herzöge in ihre Staaten zu verhindern. Das war es, was die Patrioten, Farini an der Spitze, nun mit aller Macht betrieben: den Frieden, zu dessen Verhandlungen die drei kriegführenden Mächte ihre Vertreter nach Zürich sandten, schon unwirksam zu machen, ehe er noch geschlossen war.

Der Nachfolger Cavours war der geschäftige Führer der Linken, Rattazzi; schwach und unentschlossen, verstand er es nicht, die neugewonnene Lombardei mit Piemont zu versöhnen. Die treibende Kraft lag nach wie vor bei Cavour, der in inniger Verbindung mit den Führern der Mittelstaaten die Volksbewegung in seinem Sinne aufrief und leitete.

Farini legte in Modena die Vollmachten, die der König ihm entziehen mußte, nieder, um sie, mit Cavours Zustimmung, als Diktator auszuüben; auch Parma über-

gab ihm die Diktatur. In Toskana stellte sich Ricasoli, der eiserne Baron, an die Spitze, in der Romagna statt des zurückgetretenen d'Azeglio der Corse Cipriani, ein Vertrauter Napoleons. Nun galt es vor allem, ein Heer zu bilden, um die Rückkehr der Fürsten abzuwehren, und Versammlungen zu wählen, die den Anschluß an Sardinien beschließen sollten. Überall ergaben die im August und September vollzogenen Abstimmungen fast einstimmig Ausschluß der alten Dynasten und Vereinigung mit der Krone Savoyen. Sodann wurden Truppen ausgehoben und durch ein Bündnis der vier Mittelstaaten ein gemeinsames Heer von 25 000 Mann vorgesehen. Zum Befehlshaber wurde der piemontesische General F a n t i berufen, aus Carpi in Modena, der schon 1831 an dem Aufstande gegen den Herzog beteiligt und von den Österreichern gefangen genommen war, dann in Spanien gedient hatte; 1848 von Karl Albert in sein Heer berufen, hatte er 1849 im Krimkrieg und soeben an der Sesia tapfer gefochten. Er übernahm die einheitliche Organisation der mittelstaatlichen Kontingente.

Bevor das Resultat der Abstimmungen durch feierliche Deputationen in Turin gemeldet wurde, mußte der König erst wissen, wie Napoleon sich dazu stelle. Der Entwurf der Antwort an jene wurde ihm vorgelegt, und er war damit einverstanden, daß Viktor Emanuel die Abstimmungen als den Willen des Volkes anerkennen und bei den Großmächten befürworten werde. Auch Cavour billigte diese Form, die ja noch keine Vertragsverletzung enthielt. Da aber Österreich protestierte, ließ Napoleon öffentlich erklären, daß die Italiener nicht hoffen sollten, mehr zu erreichen, als in Villafranca ihnen gewährt worden. Trotzdem empfing der König im September die Abgesandten von Toskana, Modena und Parma, zuletzt, am 24. September, die der Romagna und ermutigte sie, indem er die

Hoffnung auf die Zustimmung Europas und auf den Schutz Napoleons aussprach, der schon so viel für Italien getan. In Rom war man über den Empfang der Romagnolen sehr entrüstet, und trotzdem der König der Deputation seine Ehrfurcht vor dem Papste bekräftigt hatte, schleuderte Pius den Bann gegen alle an der Erhebung der Romagna Beteiligten und brach den diplomatischen Verkehr mit Turin ab.

Aber eine Rede, die Napoleon am 11. Oktober in Bordeaux hielt, zeigte der Kurie, daß Frankreich niemals die päpstliche Herrschaft in die Romagna zurückführen werde. So hielt er doch an Piemont fest, und es galt daher immer, ihn in seiner schwierigen Stellung zu verstehen und seine ewig wechselnden Projekte abzuwehren, ohne ihn zu erzürnen und zu kompromittieren. Dabei zeigte sich immer klarer, daß der Kern seiner Politik doch in dem Gewinn von Savoyen und Nizza lag. Da er bei Villafranca sein Versprechen nur halb erfüllt hatte, konnte eigentlich, wie er selbst zugab, von dem in Plombières ausbedungenen Lohn keine Rede mehr sein. Und doch war jene dem Kaiser, oder besser den Franzosen so ganz eigentümliche Denkart, die in „Kompensationen" geringen Landerwerbs eine Befriedigung des gloire-Bedürfnisses sah, nicht abzuweisen. Den Bedenken der Entstehung eines starken italienischen Nachbarreiches wollte er begegnen mit dem Gewinn zweier unbedeutender Gebiete in den Alpen und am Mittelmeer. Dabormida, der Minister des Äußeren im Kabinett Rattazzi, der im Oktober in Paris war, verstand die Anspielungen Napoleons nicht; darum gab ihm dieser wieder einen jener unannehmbaren Vorschläge mit, wonach an Sardinien nur Parma, das übrige Mittelitalien an seine Dynasten zurückfallen sollte. Viktor Emanuel lehnte das ab: „Lieber werfe ich meine Krone hin, wie es mein Vater getan hat."

Inzwischen tauchte ein neuer Plan auf: der Vetter des

Königs, Prinz Eugen von Carignano, sollte in den vier Mittelstaaten die Regentschaft erhalten. Dafür war besonders Ricasoli, der noch immer ein Königreich Etrurien unter Plon-Plon fürchtete. In der Tat wurde Carignano im November von den vier Versammlungen gewählt; aber Napoleon verbot die Annahme, weil sie einen jetzt von ihm geplanten europäischen Kongreß unmöglich machen mußte. Am 10. November war nämlich inzwischen in Zürich der Friede geschlossen worden, der aber nur die materiellen Verpflichtungen zwischen den drei Mächten regelte, während die Ordnung der italienischen Verhältnisse einem Kongreß vorbehalten war, zu dem am 21. November die Einladungen an die Großmächte ergingen.

Aber dieser Kongreß kam nie zustande; der Kaiser selbst verhinderte ihn, wenn er am 30. Dezember an den Papst schrieb, er solle auf die Hälfte seines Gebietes verzichten, dann würde Europa ihm die andere garantieren. Pius lehnte entrüstet ab, da er nicht abtreten könne, was ihm nicht gehöre; der Kongreß sei aussichtslos, wenn die Mächte nicht die Romagna dem Heiligen Stuhle zu unterwerfen beschlössen. In einer Enzyklika beteuerte er, daß er für die Verteidigung des Kirchenstaates den Märtyrertod erleiden wolle.

In sicherer Erwartung dieser Hartnäckigkeit hatte Napoleon am 4. Januar 1860 durch die Ernennung des italienfreundlichen Ministers Thouvenel an Stelle Walewskis eine neue Phase seiner Politik eingeleitet. Der feine Diplomat Thouvenel hat es immer verstanden, die Ideen Napoleons zu interpretieren. So nahm er jetzt das alte napoleonische Prinzip des Plebiszits auf, wonach die Völker über ihre Geschicke nicht durch ihre gewählten Vertreter, sondern durch unmittelbare Abstimmung entschieden. Das sollte ebenso für die Mittelstaaten wie für Savoyen und Nizza gelten. Damit stellte Napoleon das revo-

lutionäre System, auf das seine Gewalt wie die seines Oheims gegründet war, in den Dienst der italienischen Freiheitsbewegung. Diese aber auf den neuen schwierigen Weg zu leiten, war Rattazzi nicht der Mann, der einerseits immer Napoleon zu erzürnen fürchtete, andererseits den Verlust von Savoyen und Nizza im eigenen Parlament zu vertreten nicht den Mut hatte. Napoleon wünschte den Minister wieder an der Spitze zu sehen, mit dem er in Plombières beraten und der auch in England persona grata war: Cavour. Er war zum Vertreter Sardiniens auf dem Kongreß bestimmt, der nicht zustande kam, da ihn Napoleon selbst nicht mehr wollte, um nicht seine Absicht auf Savoyen-Nizza vor den Großmächten zu enthüllen. Aber Viktor Emanuel grollte seinem großen Minister noch wegen der heftigen Szene, die er ihm nach Villafranca gemacht hatte, und Rattazzi tat alles, um sich am Ruder zu erhalten, ohne Scheu, sich mit der radikalen Linken zu verbünden und Cavour gehässig verleumden zu lassen. Jedoch was verschlugen diese Ränke gegen den Drang der Notwendigkeit? Das Kabinett Rattazzi brach am 16. Januar 1860 zusammen, und der König mußte den Mann berufen, der, mit dem unbeirrbaren Willen des großen Staatsmannes, selbst nach der leitenden Stellung trachtete, die ihm gebührte.

Cavour begann am 22. Januar seine Tätigkeit mit der Aufhebung der königlichen Diktatur in der Lombardei, wohin d'Azeglio als Gouverneur zur Anbahnung konstitutioneller Zustände gesandt wurde. Es war damals, daß er das berühmte Wort sprach: „Mit dem Belagerungszustand kann ein jeder regieren.“ Sodann wandte er sich der Lösung der mittelitalischen Frage zu, die ihm immer der Kern seiner Politik war. Er hatte sich entschlossen, das Unvermeidliche zu tragen und die Abtretung Savoyen-Nizzas vor seinem Volke zu vertreten, denn nur dadurch konnte er Napoleon binden und allen weiteren Fortschritten

der Einigung Italiens geneigt machen. Dabei hoffte er, sich auf die Sympathien der öffentlichen Meinung in Europa zu stützen, die immer mehr zu seinen Gunsten sich wandelte, während der Kaiser sie sich durch seine Annexionen verscherzte.

Im Februar gingen die Verhandlungen zwischen den Großmächten weiter. Thouvenel schlug drei Punkte vor: Anschluß von Modena und Parma an Sardinien, Wiederherstellung Toskanas, Verwaltung der Romagna durch den König von Sardinien im Namen des Papstes. Es scheint kaum glaublich, daß Napoleon damals noch die Zurückführung des Großherzogs nach Toskana durchsetzen wollte. Es war wohl nur wieder ein Mittel, einerseits die Großmächte von Frankreichs gutem Willen zu überzeugen, andererseits, um für die Annexion Nizzas ein Äquivalent zu haben. Cavour ließ sofort durch den Grafen Arese, der bei Napoleon sehr beliebt war und daher oft als Vermittler nach Paris geschickt wurde, protestieren: „Besser von Österreich vernichtet werden, als die Ehre einbüßen." In der Tat hat Cavour damals die Möglichkeit ins Auge gefaßt, gegen Österreich allein schlagen zu müssen, wobei er auf einen Aufstand in Ungarn rechnete, der durch eine angeworbene magyarische Legion unterstützt werden sollte. Österreich aber war 1860 bei seiner inneren Zerrüttung, zum Glück für Piemont, nicht in der Lage, wieder Krieg zu führen. Graf Rechberg, der neue Leiter der Wiener Politik, verzichtete am 17. Februar auf eine bewaffnete Einmischung und wahrte nur den Rechtsstandpunkt. Nun holte Cavour zu einem neuen Schlage aus: er riet Ricasoli und Farini dazu, am 1. März ein Plebiszit für Toskana und die drei Provinzen der Emilia — so nannten sich seit Jahresanfang Parma, Modena und Romagna — anzuordnen, wodurch das Volk über sein Geschick entscheiden sollte. Damit kam er Napoleon zuvor,

der am 1. März in seiner Thronrede die Befragung Savoyens und Nizzas über ihre künftige Herrschaft verkündete. So war das revolutionäre Mittel des Plebiszits zu gleicher Zeit von beiden Seiten angeordnet worden, aber wie verschieden doch im tieferen Sinne! Nach dem formalen Recht wurden durch die Abstimmungen in Mittelitalien die europäischen Verträge gebrochen, während Napoleon kein Recht verletzte, wenn der Besitzer von Savoyen und Nizza ihm seine Gebiete freiwillig abtrat. In moralischer Hinsicht verhielt es sich umgekehrt: auf französischer Seite war es schnöde Ländergier, die die Zwangslage des Bundesgenossen ausnutzte, auf italienischer die Not eines Volkes, das nicht mehr unter die Fremdherrschaft zurückkehren und auf die Gefahr hin, in schwere Bedrängnis zu geraten, seine Freiheit erringen wollte. Am 11. und 12. März 1860 fanden in der Emilia und in Toskana die Abstimmungen statt. Die Fragestellung war: Anschluß an Sardinien oder Vereinigung zu einem selbständigen Königreich? Man befragte also das Volk nicht über die Rückkehr zu den früheren Herrschaften, die doch mindestens in Toskana manchem wohl ersehnt war, wie in der Romagna ein Vikariat des Papstes. Wahlberechtigt waren alle über 21 Jahre alten Bürger. Für die piemontesische Annexion stimmten in der Emilia 426 000 (dagegen 750), in Toskana 366 000 (15 000 dagegen). Farini und Ricasoli überbrachten das Ergebnis dem Könige, der am 25. März die Regierung übernahm. Am selben Tage fanden die Wahlen zu dem Parlament des neuen subalpinen Königreichs statt, das am 2. April zusammentrat. Am 16. März aber ließ der Papst ein Breve an die Hauptkirchen Roms anschlagen, worin er nochmals alle, die ihn durch eine frevelhafte Volksabstimmung der Romagna beraubt hätten, mit dem großen Kirchenbann belegte.

Nun begann die Auseinandersetzung mit Napoleon.

Am 24. März verzichtete Viktor Emanuel auf Savoyen und Nizza, wenn diese Länder durch Volksabstimmung sich für Frankreich erklären würden. Das Turiner Parlament stimmte zu, nur die Linke griff Cavour an, war aber durch das Prinzip des Plebiszits entwaffnet; jedoch Garibaldi legte in höchster Entrüstung Verwahrung ein gegen die Abtretung seiner Vaterstadt Nizza. Die Abstimmung in Savoyen ergab eine ungeheure Mehrheit für Frankreich (130 000 zu 235), und ebenso in Nizza (25 700 gegen 160), wo Napoleon durch seine Agenten in unwürdiger Weise Beeinflussung geübt hatte.

Am 2. April 1860 eröffnete der König das erste Parlament. Wohl spottete man, daß das neue Königreich noch keinen Namen habe, und doch war Cavours kühnes Wort vom 23. April 1859 beinahe schon erfüllt: „Ich gehe aus der Sitzung der letzten piemontesischen Kammer, die nächste wird im Parlament des Königreichs Italien stattfinden." Welch ein Wandel hatte sich in einem Jahre vollzogen! Und wenn es für Piemont traurig war, seinen Aufstieg mit der Abtretung zweier Provinzen beginnen zu müssen, so überwog doch unendlich der Gewinn. Dies Gefühl brach sich auch Bahn bei der großen Schlußdebatte Ende Mai über Savoyen und Nizza: trotz heftiger Angriffe der Linken wurde die Abtretung mit bedeutender Mehrheit bewilligt. Gewiß war es der Dynastie schmerzlich, ihr Stammland zu verlieren, aber gerade das überwiegend französische Savoyen tröstete sich über den Anfall an Frankreich, und auch das provenzalische Nizza war nicht unentbehrlich für Piemont. Was verschlugen diese kleinen Gebiete mit ihrer halben Million Einwohner gegen den Zuwachs von 4 Millionen in Mittelitalien und 2½ in der Lombardei, wodurch der vergrößerte Staat 10½ Millionen Einwohner zählte? Aber viel bedeutender war die Abtretung von Savoyen und Nizza für die weitere Ein-

heitsbewegung Italiens. Das Wort, das Cavour zu Benedetti, dem Bevollmächtigten Napoleons, nach der Unterzeichnung des Vertrages scherzend sagte: „Nun sind wir Mitschuldige!“ (Nous voilà complices), hatte eine tiefere Bedeutung. In der Tat war Napoleon nun an Piemont gekettet; er konnte der weiteren Ausbreitung des italienischen Staates keine Hindernisse in den Weg legen, da er selbst sich bereichert hatte und gleichsam mit den Italienern zusammen vor dem Richterstuhl Europas stand. Zugleich aber hatte er sich die Sympathien der Italiener, die schon seit Villafranca im Schwinden waren, nun völlig verscherzt: er hatte seinen Lohn dahin und nicht mehr auf Dank zu rechnen, so sehr er ihn wohl verdient hatte. Auch für die europäische Politik war dieser Handel von wichtigen Folgen. Der Unmut der Mächte über Napoleons zweideutiges Benehmen war so stark, das Aufsehen so groß, daß die gleichzeitige Vergrößerung Sardiniens in Mittelitalien davor gleichsam in den Schatten trat. Besonders zeigte dies die Stimmung in England, wo man über Napoleons Gewinnsucht überrascht und entrüstet war, und gerade deshalb die Erstarkung Piemonts begünstigte. Napoleons Stern erblich seit diesen Tagen, während der des einigen Italiens höher stieg. Mochte auch der Anschluß Mittelitaliens auf krummen Wegen, auf revolutionäre Art erreicht worden sein, der Erfolg erhöhte den Wagemut der nationalen Partei, die auf ihrer Bahn nun unbekümmert weiterzuschreiten gedachte.

3. Die Eroberung Siziliens durch Garibaldi bis zum Eingreifen Sardiniens (Mai bis September 1860).

Wie die Begründung des Deutschen Reiches sich an drei große Persönlichkeiten knüpft: Kaiser Wilhelm, Bismarck und Moltke, so auch die Einigung Italiens an die

drei Namen: Viktor Emanuel, Cavour und Garibaldi. Dem Herrscher steht ein großer Staatsmann und ein großer Kriegsmann zur Seite. Wunderbar gut hatte es das Geschick mit den beiden Nationen gemeint, als es ihnen im Kampfe für ihre staatliche Einheit und Größe die großen Männer bescherte, die dem einfachen Manne wie dem Gebildetsten das schwere Ringen und das herrliche Gelingen in ihren Erscheinungen verkörperten. Wie treffend aber hat sich der Charakter der Nationen nun wieder in diesen Männern abgezeichnet! Die drei Deutschen sind echt deutsch: nur so konnte das deutsche Volk seinen Zielen zugeführt werden. Die drei italienischen zeigen andere Eigenschaften als die dem Italiener geläufigen, wie sie auch äußerlich sich von dem Volkstypus stark unterscheiden. Der derb soldatische, martialische König, der joviale, sarkastische, untersetzte, bebrillte Staatsmann und der Volksheld mit dem langobardischen Namen und dem rötlichen Vollbart — sie haben in ihrer Erscheinung und ihrem Wesen wenig Italienisches; sie mußten andere Eigenschaften haben als dieses Volk, um es aus der hergebrachten Bahn in eine andere ungewöhnliche mit fortzureißen.

Dabei tritt noch ein Unterschied hinzu. In Deutschland stand der Staatsmann in seiner gewaltigen kampffrohen Erscheinung dem Herzen des Volkes am nächsten, daneben aber konnte der stille Schlachtendenker immer noch Volkstümlichkeit erlangen. In Italien ist der große Politiker Cavour nie so recht populär geworden, sein Wesen blieb dem Volke Macchiavellis merkwürdig fremd; da nun von den Militärs auch keiner durchschlug, weil keiner große Siege erfocht, so war es eine nicht genug zu schätzende Schicksalsfügung, daß ein Volksheld der Nation erstand, der ihr wunderbare kriegerische Erfolge verschaffte und dabei in seiner unmilitärischen Eigenart dem Volkscharakter entsprach. Daß neben Cavour ein Garibaldi trat, zu gegen-

seitiger Ergänzung der beiden, in ihrer Art gleich genialen und dämonischen Wesensarten: das bestätigt uns auch für die große Epoche des italienischen Einheitskampfes die Tatsache, daß Männer die Geschichte machen.

Garibaldi, geboren am 4. Juli 1807 in Nizza, als Sohn eines Seemannes, trat früh in die sardinische Marine; wetterfest, waghalsig und abergläubisch behielt er allezeit etwas vom Abenteurer, Seeräuber und Konquistador. Früh begeistert für die Größe des Vaterlandes, kam er in den Kreis Mazzinis und nahm teil an dem unglücklichen Savoyenzug 1834. Zum Tode verurteilt, führte der Flüchtling ein unstetes Leben, stand im Dienste des Dey von Tunis, dann der Republik Montevideo, wo er als Kommandant einer von ihm selbst zusammengebrachten Kaperflottille sich gefürchtet machte. Auf die Kunde vom Ausbruch der Revolution kehrte er April 1848 in die Heimat zurück. Von Karl Albert abgewiesen, bildete er sein erstes Freischärlerkorps und schuf sich im Streit gegen die überlegenen Österreicher einen Namen. Dann aber, im Kampf um Rom und auf der märchenhaften Flucht 1849, gewann er eine unermeßliche Volkstümlichkeit, die, nach dem rührenden Erliegen seiner Gefährtin Anita, durch den Zauber der Legende und den Nimbus des Märtyrers verklärt wurde.

Sein Charakter hatte aber auch alles, was ihn zum Helden des italienischen Volkes machen konnte. Einfach und jedermann verständlich in Art und Unart, zeigte er die starken Leidenschaften, die eine geknechtete und der energischen Leitung bedürftige Nation braucht: schwärmerische Begeisterung für die Sache des Vaterlandes, Tatkraft und persönliche Tapferkeit, Umsicht, List und Schlauheit in den militärischen Unternehmungen, Uneigennützigkeit und Redlichkeit im Privatleben, Opfermut für seine Idee, die ihm eine Religion war. Wenn er daneben ein eigensinniger

Tollkopf blieb, dem ruhige Überlegung, kühles Erwägen der realen Verhältnisse und politische Einsicht fehlte, so schadete ihm das so wenig, wie sein Haß gegen das Papsttum, dem er das Unglück Italiens zuschrieb. Der Mann „mit dem Herzen von Gold und dem Kopf eines Büffels“ — wie d'Azeglio gesagt hat — erschien den einen als ein Engel, den anderen als ein Teufel; der Aberglaube des Volkes umgab ihn mit einem Kranz von Mythen: er schien gefeit gegen Kugeln und Gift und gewann dadurch nur noch mehr an Furchtbarkeit bei den Feinden, an Hingabe bei den Seinen.

Die Turiner Regierung hatte Garibaldi 1849 ins Exil nach Amerika geschickt. In New York arbeitete er zuerst in einer Seifenfabrik, fuhr dann aber wieder als Kapitän auf dem Stillen Ozean. 1854 kehrte er zurück und ließ sich als Landwirt auf dem Inselchen Caprera nordöstlich von Sardinien nieder, das durch ihn berühmt wurde. Dann bekehrte er sich zum Glauben an die Führerschaft Piemonts und schloß sich an Cavour und den Nationalverein an; 1859 führte er seine Alpenjäger mit alter Tapferkeit, aber ohne größere Erfolge gegen die Österreicher. Entrüstet über den Verrat Napoleons, den er von ganzer Seele haßte, stellte er sich Ricasoli zur Verfügung und beabsichtigte, an der Spitze der Truppen Mittelitaliens den Krieg gegen die päpstlichen Söldner zu eröffnen. Als man ihm aber den General Fanti vorzog, geriet er in Zorn und verfiel wieder dem Einflusse Mazzinis, der nach Villafranca die verzweifelte Stimmung der Patrioten benutzte, um für seine Ideen zu werben. Mazzini hatte sich in dieser Zeit so weit den realen Zuständen anbequemt, daß er es aussprach, die Einheit sei jetzt wichtiger als die Freiheit, worunter er die Republik verstand; er wolle den König unterstützen, wenn er die volle Einheit mit der Hauptstadt Rom sofort ins Werk setze. Da Viktor Emanuel

darauf nicht eingehen konnte, begab er sich in die Romagna, um Garibaldi zum Losschlagen anzutreiben. Da auch Farini und Fanti zustimmten, wollte am 19. Oktober Garibaldi in den Kirchenstaat einfallen. Aber durch den König ließ er sich zurückhalten; und dasselbe wiederholte sich, als er im November seinen Plan erneute. Am 16. hatte er mit Viktor Emanuel in Turin eine Unterredung, in der er widerwillig nachgab; aber öffentlich erklärte er, daß der biedere König durch eine elende Fuchspolitik gefesselt sei. Als dann seine Vaterstadt den Franzosen ausgeliefert wurde, legte er in höchster Entrüstung sein Mandat nieder (23. April 1860).

Aber inzwischen hatte er schon eine andere Unternehmung begonnen, die ihm Ersatz für seinen Verlust bieten konnte. Wenn es wahr ist, daß Cavour, der immer in Verbindung mit ihm blieb, ihm heimlich geschrieben habe: „Nizza oder Sizilien", so zeigte er ihm damit ein Ziel, wo dem kühnen Freischärler der höchste Ruhm seines Lebens winkte. Cavour aber lenkte die Aktionspartei von ihren nicht zu duldenden Absichten auf Rom zu einem lohnenderen Felde ihrer Tätigkeit.

Ferdinand II. von Neapel war am 22. Mai 1859 gestorben. Immer mehr war seine Tyrannei in Italien verhaßt, in Europa verachtet worden. England betrachtete ihn als Feind, und selbst sein Freund in Petersburg wollte nichts für ihn tun. Auf den König Bomba folgte der König „Bömbchen", auf den harten und falschen Vater sein Sohn, Franz II., der milder, aber auch unbedeutender war; von Jugend auf bei seinen geringen Geistesgaben den Brüdern aus zweiter Ehe hintangesetzt, von Jesuiten erzogen, von allen Staatsgeschäften ferngehalten, wagte er es nicht, gegen die Kamarilla und seine herrschsüchtige Stiefmutter aufzutreten. Eine Aufforderung Viktor Emanuels, mit ihm für die Unabhängigkeit Italiens zu

kämpfen, erwiderte er mit den Worten: „Was ist das? Ich kenne nur eine Unabhängigkeit Neapels!“ Nach anfänglicher Besserung trat die alte Schreckensherrschaft wieder ein, so daß die fremden Gesandten zu Reformen mahnten und darauf drangen, nicht zu gestatten, daß Verdächtige ohne Untersuchung mit Kerker oder Verbannung bestraft würden. Im Januar 1860 bot Villamarina, der Gesandte Piemonts, von Rußland unterstützt, wiederum ein Bündnis an; vergebens. Obwohl Neapel den neuen Staat Viktor Emanuels nicht anerkannte, schrieb dieser dennoch im April noch einmal warnend an den Bourbon: „Ich werde vielleicht bald selbst in den Zwiespalt geraten, entweder gegen meine heiligsten Interessen zu handeln oder das Werkzeug Ihres Untergangs zu werden.“ Aber der Sohn, der die Sünden seiner Väter zu büßen hatte, blieb unbelehrbar.

Schon seit Monaten waren heimliche Bestrebungen im Gange, Sizilien gegen die Bourbonenherrschaft aufzuwiegeln. Der Messinese La Farina, der Organisator des Nationalvereins, arbeitete mit Erfolg daran, die Insel dem Anschluß an Sardinien geneigt zu machen. Die Erfolge der Piemontesen seit 1859, die Sympathien Englands, das hier immer einflußreich war, der Haß gegen die Bourbons, die Aussicht auf Abreißung vom Festland — das alles begünstigte die Werbearbeit der Sendlinge La Farinas. Unter diesen ragte der feurige und kluge Advokat Franz Crispi hervor, geboren 1819 bei Girgenti, der schon 1848 an der Januar-Revolution teilgenommen, dann flüchtig in Piemont geweilt hatte, wo er 1853 als republikanischer Agitator ausgewiesen wurde. In Paris 1858 anläßlich des Orsinischen Attentates verhaftet und verbannt, hielt er sich 1859 heimlich im bourbonischen Heimatslande auf, um einen Aufstand anzuzetteln. Dann wieder in Piemont, setzte er sich mit dem Toskanesen Bertani, der unter den

Offizieren Garibaldis gewesen, in Verbindung, um Sizilien zu revolutionieren. Garibaldi erkannte in Crispi bald einen seiner fähigsten und tüchtigsten Helfer.

Seit dem März 1860 begann die Erhebung auf der Insel sich zu rühren. La Farina wußte seine Aufrufe an das Heer des Bourbon überall zu verbreiten, um es zum Abfall zu verleiten. Am 3. April brach in Palermo der Aufstand aus; aber die Verschworenen wurden im Kloster la Gancia von den Truppen überwältigt. Ebenso ging es in Messina und anderen Städten. Trotzdem erhoben sich überall auf dem Lande bewaffnete Banden, die Aufständischen flohen ins Gebirge, ein Guerillakrieg gefährdete die Straßen und ermüdete die königlichen Truppen. Überdies wurde schon im April die Kunde verbreitet, daß Garibaldi als Befreier nahe. Es war das kein Geheimnis geblieben, auch die Behörden hatten davon Nachrichten; 15 Kriegsschiffe umkreisten daher die Insel, um jedes verdächtige Schiff abzufangen.

Garibaldi wohnte seit dem 15. April in der Villa Spinola bei Genua. Aber bis zum 30. zögerte er noch; die Nachrichten aus Sizilien lauteten nicht ermutigend. Um ihn waren außer Crispi und Bertani noch sein tapferer Kampfgenosse vom Pankrazischen Thor in Rom, Nino Bixio, dann der Sizilianer Lamasa, der die Januar-Erhebung 1848 in Palermo gefördert hatte, und der Ungar Türr. Allmählich sammelten sich die Freiwilligen, größtenteils alte Alpenjäger Garibaldis, alle zusammen etwa 1000, darunter die meisten (190) aus Bergamo und 170 Studenten von Pavia.

Welchen Anteil hat Cavour an der waghalsigen Unternehmung gehabt? Jeder Zweifel an seiner Zustimmung ist lange geschwunden, und immer mehr neigt sich die Ansicht dazu, daß er sogar der heimliche Lenker gewesen ist und seinen König ebenfalls dafür gewonnen hatte. Ihm

kam es darauf an, Garibaldi von dem Angriff auf den Kirchenstaat abzubringen, der für seine Politik verderblich sein mußte. Ein Angriff auf Neapel aber entfernte den gefährlichen Abenteurer auf einige Zeit; scheiterte er, so war man des Unbequemen ledig; siegte er, so war die Einheitsbewegung, die zu stocken drohte, in neuen Fluß gebracht. Wenn Cavour aber so dachte, mußte er Garibaldi auch unterstützen. Ließ er ihn hilflos, nur um vor der Welt als ehrlicher Politiker zu bestehen, so handelte er gegen das Interesse seines Staates, ohne doch dem Verdacht der Mithilfe zu entgehen; denn geschehen lassen, hieß hier soviel wie Beistand leisten. Es gab nur zweierlei: hindern oder helfen. Hinderte er die Abfahrt Garibaldis, so schnitt er sich selbst die Mittel ab, eine Bewegung zu beherrschen und zum Guten zu lenken, die, sich selbst überlassen, sehr verderblich werden konnte, indem sie mit Mazzini gegen Rom ging. Cavour entschied sich also für das zweite, auf die Gefahr hin, nun auch weiter der Welt gegenüber zu Arglist und Verstellung greifen zu müssen. Eine offene Künstlernatur, wie d'Azeglio, war darüber entrüstet. Er verweigerte als Statthalter in Mailand dem Boten Garibaldis, Crispi, die Gewehre, um ein ehrlicher Mensch zu bleiben, sagte aber zu gleicher Zeit: „Ich halte Cavour doch für den einzigen, der die Fähigkeit hat, die Barke zu retten." Er war dafür, offen den Krieg an Neapel zu erklären. Doch wie war das möglich, auf welchen Grund hin? Hätten die Mächte das geduldet? Sie waren es doch — und vor allem Frankreich —, die durch ihre Politik Cavour zu seinem Trugspiel nötigten. Für d'Azeglio war es bequem, sein bürgerliches Gewissen zu retten; Cavour handelte unter der schweren Verantwortlichkeit des Staatsmannes, der seinen historischen Beruf mit dem seines Staates als eines fühlt. „Ja, ich weiß nicht," so ruft er einmal aus — „ob ich mich noch zu den Bieder-

männern zählen darf, weil ich die Einheit meines Vaterlandes gründete!" Worin die heimliche Hilfe Cavours bestanden hat, ist im einzelnen nicht ganz klar. Er ließ Garibaldi 1000 Gewehre und Geld zukommen; er ermächtigte den Kommandanten von Genua, die Abfahrt zu unterstützen; er gab dem Konteradmiral Persano Befehle, mit seinen vier Kriegsschiffen vor Sardinien zu kreuzen und Garibaldi an der Landung zu hindern, sonst aber passieren zu lassen.

Am 6. Mai ging Garibaldi in Quarto östlich Genua mit 1067 Mann auf zwei Dampfern in See. Um seine Munition zu ergänzen, landete er noch einmal nördlich von Orbetello, wo ihm der Kommandant auf Anweisung des Königs vier Kanonen ab. Am 11. erreichte er Marsala an der Westspitze Siziliens und konnte dort, dank dem Kommandanten zweier englischer Kriegsschiffe, der die Beschießung durch neapolitanische Schiffe verzögerte, seine Tausend ausschiffen. Sofort übernahm er die Diktatur im Namen Viktor Emanuels und gebot die allgemeine Wehrpflicht. Doch schlossen sich zunächst nur wenig Freiwillige ihm an; er war allein auf die Tapferkeit der Seinen angewiesen, die sich auch am 15. Mai bei Calatafimi (auf halbem Weg zwischen Marsala und Palermo) glänzend bewährte: 2000 Neapolitaner wurden zersprengt und verkündeten in Palermo das Märchen von der Übermacht der Rothemden. Die Hauptstadt war indessen schon in völliger Anarchie, nur die Truppen unter dem alten sizilianischen General Lanza waren noch königstreu. Garibaldis Heer, durch seinen Erfolg schon auf 4000 verstärkt, folgte und lagerte sich vor Palermo. Durch Hin- und Herzüge überlistete er die Königlichen, die durch zweideutige Ratschläge des englischen Admirals Mundy unschlüssig wurden. So konnte er in der Nacht zum 27. Mai einen Handstreich wagen, der ihm den größten Teil der Stadt

in die Hand gab. Trotzdem war er in übler Lage, wenn die Verteidiger des Schlosses und die jetzt von der irrtümlichen Verfolgung zurückkehrenden Truppen seine kleine Schar umzingelten. Aber zum Glück hatte Lanza am 30. Mai eine Waffenruhe angeboten, um Lebensmittel zu erhalten und die Toten zu bestatten. Dieser Stillstand wurde dann verlängert, bis mit Zustimmung Franz II. am 6. Juni Lanza Palermo übergab und dafür mit seinen Truppen freien Abzug erhielt. Wunderbarer noch als die Landung war dieser Erfolg Garibaldis, der ihm die Hauptstadt überlieferte. Nun schlossen sich ihm immer mehr der Bewohner an, und es war merkwürdig, daß gerade die Mönche mitkämpften und Revolution predigten.

Nun warf auch Cavour die Maske ab. Schon am 6. Juni fuhren zwei sardische Kriegsschiffe unter Persano in den Hafen von Palermo; mit ihnen kam La Farina, von Cavour zu Garibaldi gesandt, der als Statthalter Viktor Emanuels anerkannt wurde. Bald folgten unter den Generalen Medicis und Cosenz im Juni und Juli zwei Freischärler-Sendungen, mit denen Garibaldis Herr auf 6000 Mann anwuchs. Er teilte es in drei Divisionen, die auf drei Wegen gegen Messina zogen. Die nördlichste stieß bei Milazzo westlich von der Stadt auf den Feind und vertrieb ihn am 20. Juli aus starker Stellung in blutigem Treffen. Infolgedessen wurde auch Messina bis auf die Zitadelle geräumt; und so war Ende Juli die Insel befreit. In Neapel zog man es vor, statt die Truppen zu zersplittern, alles Militär zur Verteidigung des Festlandes zurückzuziehen.

Vergebens hatte Franz II. auf die Kunde von Marsala an allen Häfen gegen den „Piratenstreich" Verwahrung eingelegt. Cavour erwiderte, daß ja auch die Schiffe Neapels die Überfahrt nicht verhindert hätten. Österreich wollte ein Vorgehen aller Mächte und mahnte in Paris

an Napoleons Versprechen, gegen jede weitere Vergrößerung Piemonts einzuschreiten. Besonders zornig war der Zar und am meisten über England. Aber Hilfe wollte keiner bringen, alle riefen Napoleon an. Franz sandte zu diesem den als liberalen Ehrenmann bewährten Gesandten in Rom De Martino; aber Napoleon konnte nur Ratschläge geben: mit Piemont sich zu verbünden und eine Konstitution einzuführen. Hierzu entschloß sich Franz II.; am 25. Juni verkündete er eine Verfassung, wählte ein liberales Ministerium und verhieß selbst ein Bündnis mit Piemont. Doch das kam schon zu spät. Durch die Amnestie und die Preßfreiheit wurde die Unruhe nur vergrößert und das Ziel der Revolution mehr und mehr enthüllt: Vertreibung der Bourbons und Herrschaft Viktor Emanuels. Am 28. Juni mußte über Neapel der Belagerungszustand verhängt werden.

Franz entschloß sich nun in seiner Bedrängnis zu einem Bündnis mit Piemont. Dadurch kam Cavour in schlimme Verlegenheit. Sollte er sich mit dem „unheilbar greisenhaften" Bourbonentum verbünden, gegen Garibaldi Krieg führen und dadurch seine nationale Politik aufs Spiel setzen? Und doch konnte er unter dem Druck der Mächte die Verhandlungen mit Neapel nicht ablehnen; ja als Franz auch auf die Forderung einging, Sizilien zu räumen und es nicht mehr gewaltsam zu unterwerfen, mußte Viktor Emanuel sogar einen Brief an Garibaldi schreiben, worin er ihn abmahnte, nach dem Festlande hinüberzugehen. Aufs neue war Cavour zu einem doppelzüngigen Spiel genötigt: er hat zur selben Zeit Garibaldi durch Staatsgelder unterstützt, denn er sah eine Lösung nicht im Hemmen, sondern im Fortschreiten der revolutionären Einheitsbewegung; er wollte, daß Garibaldi die Meerenge überschritte.

Dabei nahm der Volksheld dem Staatsmann gegenüber gerade in dieser Zeit eine sehr verletzende Haltung an.

Durch den feurigen Crispi war er wieder in die Richtung Mazzinis gedrängt, liebäugelte mit der Idee, aus Sizilien eine Republik zu machen, und verhinderte die von den Gemäßigten geforderte Vereinigung mit Piemont. Dabei zeigte jeder Tag mehr, daß Garibaldi und die von ihm eingesetzte Regierung unfähig waren, die ganz ungeordneten, unheilbar verwirrten Zustände der Insel zu bessern. Cavour mußte sich besonders gekränkt fühlen, als sein Vertreter, der alte sizilische Freiheitskämpfer La Farina, von Garibaldi ausgewiesen wurde. Aber er unterdrückte seinen Groll und gab ihm, was er brauchte: Geld und Truppen. Durch Bertani, den Freund Mazzinis, waren in Genua 9000 Freiwillige gesammelt worden, die wiederum in den Kirchenstaat einfallen wollten. Cavour beredete sie Ende Juli durch Farini, statt dessen nach Sizilien zu fahren. Unter dem Befehl des Preußen Wilhelm Rüstow stießen sie zu Garibaldi, der dadurch erst die Möglichkeit gewann, die Meerenge zu überschreiten.

In der Nacht zum 20. August vollzog er mit 4000 unter dem tapferen Bixio den Übergang nach Melito an der Südspitze Kalabriens, drang in Reggio ein und sicherte damit die Verbindung mit der Insel. Nun kamen die übrigen Truppen herüber, mit denen Garibaldi am 23. August bei S. Giovanni die starke Übermacht der Königlichen angriff; und so groß war schon der Schrecken seines Namens, daß 9000 sich ergaben. Damit begann der zweite Siegeszug der Rothemden, die die Gegner vor sich hertrieben und gefangen nahmen. Dazu erhoben sich Cosenza, Foggia, Bari und andere Städte Unteritaliens und zwangen ihre Besatzungen zum Abzug oder zur Kapitulation.

Dem siegreichen General aber hatte bereits Cavour in Neapel wirksam durch schlaue Diplomatie vorgearbeitet. Schon am 30. Juli befahl er dem Admiral Persano, mit

sardischen Kriegsschiffen nach Neapel zu fahren unter dem Vorwand, die Prinzessin von Syrakus, die Base Viktor Emanuels, zu schützen, in der Tat aber, um einen nationalen Aufstand hervorzurufen, bevor Garibaldi erschiene. Damit begannen denn Persano und der Gesandte Piemonts, Villamarina, ihr Ränkespiel, um Heer und Flotte zum Abfall zu verleiten. Ihre Helfer waren der Minister des Innern, Liborio Romano, mit dem Cavour in heimlichem Briefwechsel stand, und der General Nunziante. Es war schmählich, wie Franz von seinem Minister und mehreren Heerführern, ja von seinem eigenen Oheim, dem Grafen von Syrakus, betrogen wurde, wie Heer und Flotte sich zersetzten und gerade die Offiziere ihrem König die Treue brachen. Der bourbonische Staat war zermorscht und die Ratten verließen das Wrack. Die Flottenoffiziere verdarben die Maschinen ihrer Schiffe, damit sie nicht mit dem Könige nach Gaëta fahren konnten.

Unterdessen zog Garibaldi rasch heran, unter dem Staunen Europas und unermeßlicher Begeisterung der Italiener. Kein Truppenteil hielt ihm mehr stand. Dabei kam es doch nicht zu der von Cavour angezettelten Erhebung, die Garibaldi zuvorkommen sollte. Der Verräter Liborio Romano vollendete sein Werk, indem er dem unglücklichen König unter Beteuerung seiner Treue riet, sich mit den Truppen hinter den Volturno zurückzuziehen, um ihren Abfall zu verhindern, und zugleich Garibaldi einlud, die Hauptstadt zu besetzen. Am 6. September verließ Franz II. Neapel, am 7. zog Garibaldi ein unter dem Jubel des Volkes. In 18 Tagen hatte er den weiten Weg von Reggio zurückgelegt; man konnte wohl von einem Wunder sprechen. Er übernahm sofort die Diktatur im Namen Viktor Emanuels und überwies die Flotte von 16 großen und 20 kleinen Schiffen dem Admiral Persano. Aber noch war er nicht am Ziel; noch standen 40 000 Mann Neapolitaner um

Capua und Gaëta, tüchtige Truppen in guter Stellung. Garibaldi fühlte sich dem nicht gewachsen; er sprach es aus: „Der poetische Krieg ist zu Ende.“ Andererseits hielt er an seinem Plan fest, gegen Rom zu ziehen, wo er mit den Franzosen zusammenstoßen mußte.

Eine neue Krise war eingetreten, die Cavour schon im Juli vorausgesehen hatte. Und wiederum hatte er einen neuen Plan fertig, um den großen Gefahren zu begegnen und die Herrschaft seines Königs weiter auszubreiten.

4. Vom Einrücken der Piemontesen in den Kirchenstaat bis zum ersten italienischen Parlament (September 1860 bis März 1861).

Am 31. Juli, nachdem Garibaldi sich zum Herrn der ganzen Insel gemacht, hat Cavour im Kreise von Freunden von den Schwierigkeiten der Lage und seinem Entschluß gesprochen, sich nicht von der Bewegung fortreißen zu lassen, sondern ihr seine Leitung aufzunötigen. „Wenn in Neapel nicht bald entscheidende Kundgebungen erfolgen, so bleibt uns nur die Wahl, entweder in Umbrien einzufallen oder uns am Festungsviereck den Kopf einzurennen.“ Der immer von Cavour gefürchtete neue Waffengang mit Österreich blieb ihm erspart, da der Kaiserstaat in zu großen inneren Nöten war. Aber die Gefahr von Garibaldi her hatte sich jetzt vergrößert. Siegte er über die Neapolitaner, dann war sein Einfall in den Kirchenstaat und ein Zusammenstoß mit den Franzosen sicher, was unabsehbare Folgen für die äußere Politik haben mußte. Siegte er nicht, dann kam die Bewegung zum Stillstand, die Hoffnung auf die Angliederung des Südens an den Norden war geschwunden, und Sizilien wurde eine Beute der Mazzinischen Revolution, der Garibaldi in diesen Wochen wieder stark zuneigte. Dann aber fiel auch der schwerste

Vorwurf der Nation auf Piemont, weil es den Helden, dem so viel geglückt war, im Stiche gelassen. Der entscheidende Punkt lag also im Kirchenstaat. Nur der Durchmarsch der Piemontesen konnte Garibaldi wirksam unterstützen und zugleich an einem Angriff auf Rom hindern. Daß dahinter noch die weitere Absicht stand, die Frage der Marken und Umbriens, das heißt der päpstlichen Gebiete, die sich wie die Romagna dem neuen Italien anschließen wollten, zu lösen, lag auf der Hand. Um so mehr aber würde sich die päpstliche Regierung diesem Plane widersetzen. Das Einrücken der Piemontesen in den Kirchenstaat mußte daher zu einem neuen schweren Streite mit dem Papste führen; und ebenso mit Napoleon, dessen Truppen Rom beschützten. Doch hier ergab sich gerade ein Mittel, den Konflikt nicht zu einem allgemeinen europäischen ausarten zu lassen: wenn man dem Kaiser die Unverletzlichkeit des Gebietes von Rom garantierte und den gefährlichen Garibaldi von der Stadt abwehrte, mochte er vielleicht, wie so oft vorher, heimlich geschehen lassen, was er öffentlich verdammen mußte. Dies war der Plan Cavours. Er war aber doch auch in einem Gebot der Notwehr begründet.

Seit dem Frühjahr 1860 hatte sich das päpstliche Heer durch Zuzug von freiwilligen Kämpfern sehr verstärkt. Antonelli mußte damit rechnen, daß in absehbarer Zeit Napoleon seine Schutztruppen zurückziehen würde; da war es geboten, eine eigene Waffenmacht aufzustellen. Nun eilten die frommen Kriegsknechte aus Irland und Belgien, Frankreich und Bayern unter die Fahnen des Papstes, um ihn gegen die Revolution zu schützen. Graf Merode aus altem Lütticher Geschlecht wurde Kriegsminister und lud den tapferen, in Algier und in der Pariser Junischlacht erprobten General La Moricière ein, den Oberbefehl zu übernehmen. Dieser trat ihn im April 1860 an mit den

Worten: „Die Revolution bedroht heute Europa wie ehemals der Islam, und wie einst, so ist auch heute die Sache des Papstes die der Zivilisation und der Freiheit der Welt.“ Stieß zu diesem Heere, wie geplant, das des Bourbon und ein österreichisches, dann konnte diesen Kreuzrittern wohl die Wiedereroberung der Emilia und die gehoffte Restauration Italiens gelingen. Durch Garibaldis Zug war ja nun die Hilfe der Neapolitaner vereitelt, aber um so nötiger war das Verbleiben der französischen Truppen in Rom. Der Papst drohte, ohne diese sich auf einem österreichischen Kriegsschiff von Ankona nach Triest zu flüchten; die Kaiserin Eugenie setzte sich eifrig für den Schutz des Heiligen Vaters ein. Napoleon mußte im August das Verbleiben seiner Truppen in Rom zugestehen. Dadurch aber wurde die Gefahr ihres Zusammenstoßes mit Garibaldi nahegerückt und der piemontesische Einmarsch für den Kaiser wünschenswert. Er kam ihm doch gelegen als ein Schlag zugleich gegen die Reaktion und gegen die Revolution: gegen die Legitimisten, die sich um La Moricière scharten, und gegen Mazzini, der hinter Garibaldi stand. Allerdings wurde dadurch die Angliederung der Marken und Umbriens an Piemont unvermeidlich; aber damit hatte er sich abgefunden: vielleicht ergab sich daraus sogar noch eine Kompensation für Frankreich. Cavour erhielt Ende August Gewißheit über die geheime Meinung des Kaisers, als dieser in Chambéry zu Farini und dem General Cialdini, die ihn dort begrüßten, die Worte sprach: „Gut Gelingen, aber macht rasch!“

Nun ging Cavour ans Werk. Es war nicht leicht, den Einmarsch diplomatisch vorzubereiten, nämlich Scheingründe für seine Notwendigkeit anzugeben. Am 7. September forderte er von Antonelli die Entlassung der Söldner, weil sie die nationale Bewegung in Umbrien und den Marken gewaltsam unterdrückten; dieses starke Ansinnen wies Anto-

nelli natürlich aufs schärfste zurück. Zugleich erschien eine Abordnung von Bürgern jener Provinzen bei Viktor Emanuel, um seinen Schutz zu erbitten; er erwiderte, daß er deshalb sein Heer einrücken lasse, um sie vor dem Schicksal Perugias zu bewahren. In der Tat hatte der Papst angeordnet, jede Regung des Widerstandes mit aller Gewalt niederzuschlagen. Cavour richtete eine Note an die Mächte, worin er äußerst geschickt Piemont als Vorkämpfer der Ordnung und des monarchischen Prinzips, die einrückenden Truppen zugleich als Schützer Umbriens vor der Kurie und Roms vor der Revolution hinstellte, und schließlich von Pius, dem erhabenen Urheber der nationalen Bewegung, hoffte, er werde wieder der Vater der Italiener werden, wie er der Heilige Vater der Christenheit sei.

Am 11. September überschritten die Piemontesen unter Fanti die Grenze, etwa 40 000, denen der Papst doch nur etwa die Hälfte entgegenstellen konnte. Nachdem schon am 12. Fano, am 14. Perugia kapituliert hatten, wurde am 18. La Moricière, als er über Loreto Ankona erreichen wollte, bei Castel Fidardo vollständig geschlagen. Mit wenigen Truppen entkam er nach Ankona, wo er nach starker Beschießung am 29. September mit 7000 Mann sich ergab. So endete auch hier ein 18tägiger Feldzug mit völliger Vernichtung des Feindes bei ganz geringem eigenen Verlust. Am 4. Oktober übernahm der König selbst in Ankona den Oberbefehl und schickte sich an, sein Heer gegen Neapel zu führen.

Hier aber war in denselben Tagen ebenfalls eine wichtige kriegerische Entscheidung eingetreten. Franz II. hatte sein Heer, noch etwa 50 000 Mann, hinter dem Volturno bei Capua aufgestellt; es war das Verdienst seiner tapferen jungen Gemahlin, Marie von Bayern, daß die Truppen mit neuem Mut für den König kämpfen wollten. Sie griffen am 1. Oktober an, um Garibaldi zu schlagen, bevor

die Piemontesen sich mit ihm vereinigt hätten; aber er hielt bei Caserta ihren Angriff aus, so daß sie nach tapferem Kampfe wieder über den Volturno zurückgehen mußten. Während hier Ruhe eintrat, rückte am 20. Oktober Cialdini über den Abruzzenpaß bei Isernia in das Königreich ein; Franz zog sein Heer daher an den Garigliano zurück; 10 000 Mann, die er in Capua gelassen, ergaben sich schon am 2. November. Damit war die Eroberung des bourbonischen Reiches vollendet, denn was noch seinem König verblieb, konnte, von den Rothemden und den Piemontesen umringt, nicht mehr sein Geschick ändern.

Nun aber erhob sich der Streit zwischen den Siegern Viktor Emanuel und Garibaldi. Man wird sich die Handlungsweise des gefeierten Volkshelden nicht klarmachen können, wenn man nicht seinen Mangel an politischer Einsicht und sein hochgespanntes Selbstgefühl zugleich in Betracht zieht: fühlte er sich tief gekränkt darüber, daß die Diplomaten seine kühne Absicht auf Rom hintertrieben, so erlag er leicht dem Einfluß Mazzinis, der selbst nach Neapel gekommen war, und Crispis, die ihn gegen Cavour aufhetzten und ihn von dem König, in dessen Namen er auftrat, wieder zur Republik hinüberzuziehen suchten. So schwankte er hin und her und war dabei völlig unfähig, die Anarchie diesseits und jenseits des Faro, die sich immer gefährlicher in Parteiwut und Brigantentum äußerte, durch straffe Organisation zu beseitigen. Auf der Insel hatte er den Kommissar Cavours, Depretis, abgesetzt und dafür einen seiner Genossen von der römischen Republik, Mordini, zu seinem Vertreter bestellt; in Neapel schaltete als solcher Crispi, der wohl herrschen, aber nicht verwalten konnte. Garibaldi berief am 11. September jenen edlen Mailänder Patrioten Pallavicino, der einst auf dem Spielberg geschmachtet, zu sich, um mit ihm zu beraten; er kam und erhielt den Auftrag, nach Turin zu gehen und den König

zur Entlassung von Cavour, Farini und Fanti zu bestimmen. Garibaldi zeigte hiermit offen sein Bestreben, die piemontesische Annexion hinauszuschieben, um Süditalien als Pfand in der Hand zu behalten, damit man ihn nicht zwingen könne, auf halbem Wege, vor der Befreiung Roms, stehen zu bleiben. Viktor Emanuel, weit entfernt, sich von seinen besten Ministern zu trennen, berief auf Anraten Cavours das Parlament zur Entscheidung — ein neuer geschickter Schachzug; denn es sollte die Annexion der befreiten Gebiete durch Plebiszit beschließen, wodurch einerseits jeder Aufschub und damit die republikanische Agitation verhindert, andererseits auch verhütet wurde, daß der König Neapel-Sizilien von Garibaldi gleichsam als sein Geschenk erhielt.

Am 2. Oktober 1860 trat das Parlament zusammen. In einer großen Rede verteidigte Cavour seinen Antrag, über die Annexion Umbriens und der Marken sowie Neapel-Siziliens die Bevölkerung zu befragen. Der Gewinn von Rom und Venetien sei auch das Ziel der Regierung, aber sie überlasse ihn der Zukunft: nicht mit dem Schwerte, sondern durch die mächtige Anziehungskraft eines einigen Staates von 22 Millionen Italienern würden sich einst die Angliederungen vollziehen. Der Antrag ging in beiden Kammern am 11. Oktober nahezu einstimmig durch. Selbst der Republikaner Bertani setzte sich dafür ein.

Damit war auch für Garibaldi der Zwang eingetreten, sich zu entscheiden. Nach heftigem Kampfe gegen Crispi und Mordini, die nach Neapel und Palermo Parlamente berufen wollten, setzte Pallavicino das Plebiszit durch. So siegte Monarchie und Unitarismus über Republik und Regionalismus mittels des demokratischen suffrage universel. Am 21. Oktober sprach es sich in Neapel mit 1¾ Millionen Stimmen gegen kaum 11 000 für die Annexion aus. In den Marken und Umbrien wurden im

November 230 000 Stimmen dafür, 1600 dagegen abgegeben.

Es war ein großer Erfolg der besonnenen konstitutionellen Staatskunst über die zuchtlosen Elemente radikaler Demagogie. Im Auslande, selbst da, wo man diese revolutionäre Methode der Selbstbestimmung verabscheute, mußte es doch einen guten Eindruck machen, daß die Einigung nun in den Formen der Monarchie sich vollzog, die Cavour für die Stütze der Freiheit erklärte. Es war politisch und auch rein menschlich ein bedeutsamer Vorgang, daß vor der Person des Königs der große Eroberer Garibaldi gehorsam Verzicht leistete und zurücktrat.

Am 26. Oktober trafen sich die beiden Männer unweit Teano; Garibaldi blieb kühl, da er merkte, daß ihm das Heft aus den Händen genommen sei. Dann, nach der Abstimmung, legte er die Diktatur in die Hand des Königs nieder. Unter dem Jubel des Volkes zogen die Befreier am 7. November in Neapel ein. Dann versuchte Garibaldi noch einmal vergeblich, Generalstatthalter von Neapel zu werden; da er dem Angriff auf Rom nicht entsagen wollte, konnte der König ihm nicht willfahren. Es verdroß ihn um so mehr, daß „der Arzt" Farini jene Stelle erhielt. Die höchste Auszeichnung, den Annunziaten-Orden, schlug er aus; wie eine ausgepreßte Zitrone fühlte er sich weggeworfen. Aber in seinem Abschied von den Freiwilligen empfahl er ihnen doch, dem König-Ehrenmann (rè galantuomo) treu sich anzuschließen, vor welchem aller Zwist verschwinden müsse. So fuhr er am 9. November seinem Felseneiland zu, nachdem er noch die Parole ausgegeben, im nächsten Frühjahr Rom und Venedig zu befreien.

Die bitterste Kränkung sollte er noch erfahren, als er davon hörte, wie man seine Bitte, die Südarmee selbständig bestehen zu lassen, erfüllte. Es wurde von den Soldaten eine Verpflichtung auf zwei Jahre gefordert; da die wenig-

sten darauf eingingen und es vorzogen, mit Sechsmonatssold auszutreten, löste sich die Armee auf. Die Offiziere Garibaldis aber sollten nur nach genauer Prüfung in das Piemontesische Heer eintreten, was in Ansehung ihrer Herkunft und Beförderung durchaus notwendig war, aber viel Ärgernis erregte. Denn der unvergleichliche Erfolg der Garibaldianer stärkte den Lieblingsglauben der Demokratie, daß ein stehendes Heer unnötig und durch eine Volksmiliz zu ersetzen sei. Die Auflösung dieser tapferen Schar erschien dem Volk wie eine schlimme Undankbarkeit.

Noch blieb der Endkampf übrig gegen die Armee Franz' II. Vergeblich hoffte der Bourbon auf die legitimen Großmächte. Am 10. Oktober hatte Rußland seinen Gesandten aus Turin abberufen; Preußen sprach seine Mißbilligung aus. Österreich, das noch gar nicht mit Piemont Frieden geschlossen und daher keinen Vertreter dort hatte, schien jetzt, nachdem der Kaiser seiner Monarchie eine Verfassung gegeben und den Ungarn Versöhnung angeboten hatte, zum Angriff geneigt; Cavour machte sich darauf gefaßt. Alles hing wieder von Napoleon ab. Er hatte ebenfalls schon am 16. September durch Abberufung seines Gesandten gegen den Einmarsch in die Marken protestiert. Aber es war wiederum keine ernstliche Absicht damit verbunden, zum größten Ärger der Kurie, die mit der Abreise des Papstes drohte, worauf Napoleon erwiderte, er werde in diesem Falle seine Schutztruppe zurückziehen. Den Mächten gab er die beruhigende Erklärung, daß er Italien nicht unterstützen werde, wenn es Venetien angriffe; er schlug einen Kongreß zur Regelung der italienischen Frage vor. So kam es, daß die Zusammenkunft der drei Herrscher der Heiligen Allianz Ende Oktober 1860 in Warschau durchaus friedlich verlief. Keiner hatte Lust, sich für den Bourbon in Gaëta tatkräftig einzusetzen. Damit war sein Schicksal besiegelt.

Napoleon schien ihn zunächst noch zu schützen, indem seine Flotte Gaëta von der Seeseite freihielt. Dann erklärte er, das nur zu tun, um dem belagerten König ungehinderte Abfahrt zu sichern, und er ermahnte ihn, die nutzlose Verteidigung aufzugeben. Als Franz dies ausschlug, fuhren die französischen Schiffe ab, so daß nun die Beschießung, die schon am 17. Dezember begonnen hatte, jetzt seit dem 22. Januar 1861 auch vom Meere aus fortgesetzt wurde. Franz hatte nur noch 10 000 Mann, da schon früher 25 000 über die Grenze des Kirchenstaates sich gerettet hatten. Tapfer hielt der König aus; und seine bayrische Gemahlin, noch nicht 21 Jahre alt, erwarb sich die Sympathie der Welt, als sie in den Typhuslazaretten Werke der Barmherzigkeit übte. Am 13. Februar ergab sich unter militärischen Ehren Gaëta; am 12. März folgte die Zitadelle von Messina, die ebenso tapfere Verteidiger gefunden hatte. Nicht unrühmlich war der Ausgang des letzten Bourbon in Italien. Alle royalistischen Kreise Europas feierten ihn, und der preußische Adel schenkte ihm einen silbernen Schild, während in denselben Tagen das Preußische Abgeordnetenhaus sich für die neue Ordnung in Italien aussprach.

Im Dezember hatte Viktor Emanuel die Insel Sizilien besucht. Im Januar fanden in dem ganzen Umfang des neuen Staates die Wahlen zum Parlament statt, und am 18. Februar 1861 trat die erste Versammlung der Volksvertreter des geeinigten Königreichs Italien zusammen: 214 vom König ernannte Senatoren, meist Patrioten des Freiheitskampfes — darunter auch berühmte Künstler wie Verdi — und 413 Abgeordnete. Die Thronrede sprach aus, was alle Herzen erfüllte: die wunderbar rasche Erfüllung der Sehnsucht vieler Jahrhunderte. Als Programm wurde die Versöhnung des nationalen Einheitsgedankens mit der Eigenart und Selbstverwaltung der Provinzen auf-

gestellt. Nach dem Dank an Frankreich und England hob der König noch hervor, daß er den neuen König von Preußen durch einen Gesandten begrüßt habe aus Sympathie mit der edlen deutschen Nation, die sich überzeugen würde, daß das geeinigte Italien die Rechte anderer Völker nie verletzen werde.

Am 26. Februar stimmte der Senat, am 14. März, dem Geburtstag des Königs, die zweite Kammer einstimmig für die Erklärung: „Viktor Emanuel II. nimmt für sich und seine Nachkommen den Titel an: König von Italien durch Gottes Gnade und durch das Volk."

Am 30. Februar empfing die englische Regierung den sardinischen Vertreter und den Gesandten Italiens. Die deutschen Mächte und Rußland zögerten mit der Anerkennung; Österreich, der Papst und die vertriebenen Fürsten erhoben Protest.

5. Vom ersten italienischen Parlament bis zum Tode Cavours (Februar bis Juni 1861).

Gewaltiges war erreicht in der staunenswert kurzen Zeit von zwei Jahren, und mit Bewunderung und Verehrung schaute die Nation auf den Mann, der in aufreibender Tätigkeit das Schiff des Staates zwischen den Gefahren von rechts und links, an denen es leicht zerschellen konnte, hindurchgesteuert hatte. Nur eine kurze Spanne Zeit war ihm noch für seine Tätigkeit beschieden. Er hat sie ausgefüllt durch einen neuen Versuch der Versöhnung des Staates mit der Kirche, des neuen Italiens mit dem römischen Papsttum. Daß die Auseinandersetzung dieser beiden Mächte das schwierigste Problem der Zukunft sei, war ihm wohl bewußt. Wie konnte sie sich vollziehen, bevor neue Stürme den jungen Staat bedrohten, wenn die Aktionspartei, von Garibaldi geführt, ihr Ziel: „Rom, die

Hauptstadt Italiens", gewaltsam erreichen wollte und dadurch die schwersten Konflikte mit der Kurie und ihrem Schützer Napoleon heraufbeschwor? Cavour glaubte das Heilmittel zu haben in einer Formel, die für ihn einen großen, fruchtbaren Gedanken enthielt: „Freie Kirche im freien Staate." Sie zeigt, daß der kalt rechnende Staatsmann doch auch ein Idealist war, den einst die Träume eines Gioberti nicht unberührt gelassen hatten.

Schon früh hatte Cavour in der Schweiz sich mit dem protestantischen Theologen Alexandre Vinet bekannt gemacht, der durch seine Lehre in seiner Waadtländischen Heimat die Trennung von Kirche und Staat durchgesetzt hatte. In Paris war er 1843 durch Lacordaire und besonders durch den Abbé Coeur für die neue katholische Schule gewonnen worden, die die großen christlichen Grundsätze in die moderne Zeit hinüberführen wollte und den Bund des Katholizismus mit dem sozialen Fortschritt verkündete. Dann hatte er die geistvollen Schriften des Grafen Alexis de Toqueville kennengelernt, der in seinem berühmten Buch „Über die Demokratie in Amerika" die Trennung von Kirche und Staat als das Mittel rühmte, die Freiheit der Kirche und des Staates zugleich herbeizuführen. Schon im „Risorgimento" hatte Cavour 1847 solche Ideen verfochten. Jetzt, nachdem der Papst den größten Teil seines Temporale verloren und in der unwürdigen Lage war, nur durch fremde Truppen vor der Revolution geschützt zu werden, hielt Cavour die Zeit für gekommen, mit Rom zu verhandeln, wobei er durch Napoleon unterstützt wurde. Durch Dr. Pantaleoni ließ er im November 1860 Verhandlungen mit der Kurie einleiten. Pantaleoni hatte die Sätze entworfen, welche die unabhängige Stellung der Kirche abgrenzten, Cavour zu diesem Entwurfe seine Zusätze gemacht. Erste Bedingung war, daß der Papst auf den Kirchenstaat verzichtete; er sollte souverän sein, ohne daß

sich diese Souveränität auf ein weltliches Landgebiet stützte. Ihm wurde völlige Freiheit des Konklave und des diplomatischen Verkehrs verbürgt, eine hohe Zivilliste und der Kirche große Privilegien zugebilligt. Pantaleoni legte im Dezember dem Kardinal Santucci seinen Entwurf vor, den dieser im Januar 1861 dem Papste übermittelte. Es schien, als wenn Pius IX. bereit sei, auf das Temporale zu verzichten; auch Antonelli ging auf Verhandlungen ein und schickte den Pater Passaglia nach Turin, wo er bei Cavour das weiteste Entgegenkommen fand: man wollte sogar dem Papste einen ausdrücklichen Verzicht ersparen und einen Vorbehalt zugunsten seiner Rechte zugestehen. Inzwischen aber hatte die Gegenströmung an der Kurie gesiegt, indem sie den Papst in der Hoffnung stärkte, die katholischen Mächte würden ihm bald gegen das neue Italien zu Hilfe kommen. Im März wurden die Verhandlungen abgebrochen und Dr. Pantaleoni aus Rom verbannt.

So mußte denn Cavour davon abstehen, in einer freien und großen Auseinandersetzung mit der Kurie zum Ziele zu gelangen. Aber in drei Reden von umfassender Bedeutung hat er vom 25. bis 27. März 1861 der Turiner Kammer seinen Standpunkt dargelegt. Ein Antrag Boncompagnis lag vor: Die Nation verlange die Vereinigung Roms als Hauptstadt mit Italien unter Wahrung der Würde und Unabhängigkeit des Papstes, der vollen Freiheit der Kirche und im Einverständnis mit Frankreich. Cavour begann seine Rede mit dem Satze, diese Angelegenheit sei die wichtigste, welche je einer Volksvertretung vorgelegt worden, denn sie sei nicht nur eine Lebensfrage für Italien, sondern für 200 Millionen Katholiken. Rom müsse die Hauptstadt Italiens werden; aber das könne nur geschehen, wenn Frankreich zustimme und ferner, wenn die katholische Welt sicher sei, daß der Staat sich jedes Einflusses auf das Oberhaupt der Kirche enthalten werde. Nun

wies er nach, daß dieses seit 1789 niemals unabhängig gewesen sei; nur die Trennung der geistlichen von der staatlichen Gewalt werde ihm die wirkliche Freiheit bringen. Seit dem Versuche jenes ausgezeichneten Pellegrino Rossi (im Herbst 1848) hätte es sich klar gezeigt, daß ein konstitutionell regiertes Temporale mit den Interessen der Kirche unverträglich sei; der Papst könne gewisse Reformen, wie die Zivilehe, gar nicht gewähren, ohne mit seiner geistlichen Stellung in Konflikt zu geraten. Folglich gäbe es nur eine Auskunft: das große Prinzip der freien Kirche im freien Staate. Italien bürge dafür, daß niemals die Religion und die katholische Kirche darunter leiden werde. Aber der Staat wolle nicht durch Gewalt Rom sich zur Hauptstadt machen, sondern den Zeitpunkt offen lassen, bis alle Katholiken das Vertrauen haben würden, daß ihr Oberhaupt dabei nichts von seiner Unabhängigkeit einbüßen werde; dann würde die Menschheit ein hohes Ziel erreicht haben: die Versöhnung des Geistes der Freiheit mit dem religiösen Bewußtsein. Der Antrag ging fast einstimmig durch. Das war Cavours Vermächtnis an sein Volk.

Aber wenn die Kurie soeben alle Verständigung von sich gewiesen hatte, ruhte Cavour doch nicht, sofort wieder an einem anderen Punkte seinen Versuch anzuknüpfen. Er wandte sich an Napoleon und schlug ihm vor, wenn er seine Garnison entferne, solle Italien den Schutz des Kirchenstaates übernehmen, der Papst aber immer noch ein geworbenes Heer von geringer Zahl behalten. Napoleon ging darauf nicht ein; so lästig ihm die Unterhaltung dieser Schutztruppe war, so wenig konnte er sie doch zurückziehen, ohne in Frankreich die Klerikalen durch die Preisgabe des Papstes und die Chauvinisten durch die Vergrößerung Italiens zu beleidigen.

Eine sehr schwere Krisis trat noch einmal ein, als im

Parlament die Lage der Armee Garibaldis besprochen wurde. Ihre Auflösung und die Absonderung ihrer Offiziere von denen des königlichen Heeres hatte im Lande sehr böses Blut gemacht, was auch dadurch wenig gebessert wurde, daß der König jetzt drei Divisionen Freiwilliger daraus zu bilden verfügte. Garibaldi war selbst in seiner phantastischen Tracht zur Parlamentssitzung gekommen und wandte sich am 18. April mit verletzender Heftigkeit gegen Cavour. Er erklärte, einem Minister, der seine Vaterstadt Nizza verschachert habe, nie die Hand zur Versöhnung zu bieten; ja, er warf ihm vor, den Bruderkrieg mit kaltem Herzen heraufbeschworen zu haben. Es war ein erschütternder Anblick, die beiden Männer zu sehen, die „Feinde waren, weil die Natur nicht einen Mann aus beiden bilden konnte". Unter ungeheurer Aufregung mußte die Sitzung unterbrochen werden. Aber Cavour zeigte sich als der größere: er wollte das Vorgefallene als nicht geschehen betrachten. Auch Garibaldi lenkte ein und kam dann bei dem Könige mit seinem Gegner zusammen, dem er versprach, seine Politik nicht zu durchkreuzen. Sie schieden — wie Cavour schrieb — nicht als Freunde, doch ohne jede Gereiztheit.

Aber die furchtbaren Erregungen hatten die Gesundheit Cavours untergraben. Noch einmal mußte er im Mai seine Politik verteidigen, als die Venetianische Frage zur Erörterung kam. Das Verhältnis zu Österreich hatte sich wieder verschlimmert: während Cavour glaubte, Wien suche einen Vorwand, um loszuschlagen, schob Graf Rechberg die Schuld der schlechten Beziehungen auf Italien. In der Sitzung vom 21. Mai zeigte Cavour, daß die österreichische Regierung, die sogar in Ungarn liberale Reformen einführe, in Venetien davon abstehen müsse, weil sie mit der Fremdherrschaft unverträglich seien. Diese Tatsache werde die öffentliche Meinung in dem edel gesinnten

Deutschland — nicht nur in dem hochgebildeten Berlin, sondern auch in München und Wien — allmählich zu der Erkenntnis führen, daß es für Österreich unmöglich sei, in Venetien liberal zu regieren, so daß die Forderung der Befreiung dieser Provinz sich Bahn brechen müsse.

Also auch hier wieder sein Glaube an die Macht der Zeit, die das Werk der Einheit zu Ende führen werde, ohne daß noch einmal Blut dafür zu fließen brauche.

Am 29. Mai beschäftigte sich die Kammer wieder mit der Lage der Freiwilligen. Cavour war mehr als sonst durch Widerspruch gereizt und verließ das Haus in großer Aufregung. In der Nacht erkrankte er schwer, und die Krankheit verschlimmerte sich so, daß die Ärzte am 5. Juni keine Hoffnung mehr gaben. Man mußte dies dem Grafen mitteilen, da er die Tröstungen der Religion ersehnte. Er ließ den Bruder Giacomo kommen, mit dem er vor sieben Jahren für diesen Fall das Nötige vereinbart hatte. Als damals 1854 die Cholera in Turin wütete, gedachte Cavour, auf plötzliches Ende gefaßt, jenes erschütternden Todes seines Freundes Santarosa, dem die Kirche aus politischen Gründen den letzten Trost unbarmherzig geweigert hatte. Ihm blieb er nicht versagt: der Bruder Giacomo reichte ihm am 6. Juni das Abendmahl, und er sprach zu ihm seine letzten Worte: „Bruder, Bruder, freie Kirche im freien Staate.“ So erfüllten noch den Sterbenden die höchsten Probleme der Religion und der Politik, wie er denn in den Tagen der Krankheit mit rastlosem Geiste alle großen Fragen durchgesprochen hatte, die Italien berührten.

Unermeßlich war die Trauer; vor dem großen Toten beugten sich auch die Gegner. Im englischen Parlament rief ihm Palmerston Worte des Lobes und Ruhmes nach, wie sie nie reicher einem Staatsmann gespendet wurden.

Acht Jahre nach seinem Tode hat dann der Deutsche

Heinrich v. Treitschke in seinem wundervollen Aufsatz „Cavour“ ebenso eindringend wie liebevoll Persönlichkeit und Werk des großen Italieners gewürdigt.

* * *

Ein Vergleich zwischen den beiden genialen Staatsmännern Cavour und Bismarck, die ihren Nationen die heißersehnte Einigung bereiteten, liegt nahe. Beide aus altem Landadel entsprossen und Freunde des Landlebens, beide früh von starkem Ehrgeiz getrieben, von unbändigem Selbständigkeitsgefühl erfüllt, das jede banale Laufbahn verschmäht, sind sie durch das Jahr 1847 in die Politik gekommen; aber Cavour als praktischer Nationalökonom, als Publizist, als Freund des juste milieu von 1830, der freiheitlichen Konstitutionen, der liberalen Staatsmänner des Westens, der französischen und englischen Bildung und Kultur, dagegen Bismarck als Konservativer, als Gegner des Verfassungsstaates und der Demokratie, mit starken Beziehungen zu legitimistischen und ostmächtlichen Kreisen — aber beide doch monarchisch, wurzelnd in den Kräften und Traditionen ihres heimischen Staates und seines ruhmvollen Königtums, das ihren nationalen Entwürfen und Hoffnungen erst das feste Fundament verleihen sollte.

Beide haben ihr Werk im Kampfe gegen dieselbe Großmacht durchgeführt, beide haben sich verständigen müssen mit demselben Herrscher, zu dem sie scheinbar wie zu ihrem Lehrmeister aufsahen, den sie doch weit überragten und durch das von ihm anerkannte Prinzip der Nationalität in ihre Bahnen zwangen. Aber wenn Cavour auf Napoleon III. angewiesen war, so konnte Bismarck sich von seinem Druck befreien, indem er seine Herrschaft vernichtete.

Das führt zu den wesentlichen Unterschieden der Politik der beiden Staatsmänner. Während Preußen eine Großmacht war, deren starkes Heer den Sieg über die andere

deutsche Großmacht möglich machte, war Piemont allein zu schwach, um gegen diese die Einheit Italiens zu erkämpfen; daher war Cavour gezwungen, die Hilfe der anderen benachbarten Großmacht zu erkaufen, wodurch sein Staat in die Gefahr der Abhängigkeit geriet. Andererseits waren die italienischen Staaten, die der Einigung widerstrebten, seit langem unter der Herrschaft landfremder Dynastien, deren Beseitigung, weil sie keine Wurzeln in Italien hatten, nicht so schwer war, so daß hier ein unitarischer Großstaat unter dem einheimischen Königtum der Savoyer entstehen konnte, während in Deutschland, wo die Kleinstaaten zäh an ihren angestammten Fürstenhäusern festhielten, nur ein Bundesstaat unter Preußens Führung möglich war, der doch einen großen Teil der Deutschen nicht in sich schloß und daher nur ein Kleindeutschland blieb. Dafür aber brauchte das starke Preußen Bismarcks auch nicht das oft von ihm verlangte Opfer zu bringen und in Deutschland aufzugehen, während die Krone der Savoyer in die italienische umgeschmolzen und ihre Hauptstadt mit Rom vertauscht werden mußte. Aus der unbezwingbaren Sehnsucht der Italiener nach der alten weltbeherrschenden Stadt als dem Mittelpunkt ihres neuen Nationalstaates, erwuchsen aber für Cavour auch die Kämpfe mit dem alten Papststaat, der nie gutwillig auf seine weltliche Herrschaft verzichten wollte, und mit der römischen Kirche, gegen die er nun die Hilfe jener Kräfte nicht abweisen konnte, die ihm ganz zuwider waren, der Revolution und der kirchenfeindlichen Kreise.

Vermochte Bismarck, auf sein starkes Preußen gestützt, sowohl die Hilfe einer fremden Macht wie die der Revolution zu entbehren, so war doch wieder seine Stellung im Innern des Staates weit schwieriger: er stand in der Stunde der Entscheidung allein, da er im Konflikt mit dem Abgeordnetenhaus und der öffentlichen Meinung das un-

geheure Wagnis unternehmen mußte, während Cavour bei allen gefährlichen Entschlüssen doch immer gesichert war, weil er sie im Einvernehmen mit der Verfassung und der Mehrheit seines Parlaments durchführen konnte. Dadurch wurde auch das Verhältnis zu seinem Fürsten erleichtert, der, bei starkem Eigenwillen, doch froh war, die Verantwortung mit seinem Minister und seiner Volksvertretung zu teilen, indes Bismarck seinem viel selbständigeren, höchst gewissenhaften König die großen Entscheidungen unter schwersten Kämpfen abringen mußte. Cavour begann mit der inneren Politik, um dann seine äußere durchzuführen; Bismarck mußte den Hebel von außen ansetzen, um im Innern sein Ziel zu erreichen. Beide bedienten sich der großen Ideen ihres Jahrhunderts, wie sie in ihren Nationen unwiderstehlich wirkten, der liberalen und viel mehr noch der nationalen. Indem sie diese mit den Traditionen ihres Heimatstaates verschmolzen, konnten sie die Einheit planen und schaffen. Feinde jeder Revolution von unten, haben sie die größte von oben durchgeführt, getragen von der Macht der Zeitströmungen und der Zustimmung der politisch Gebildeten ihres Volks.

Beide waren Realpolitiker von echtestem Gepräge, von mächtigstem Willen, Cavour wohl der nüchternere, Bismarck der leidenschaftlichere, beide aber von dämonischem Tatendrang getrieben, unbedenklich in der Wahl ihrer politischen Mittel, behutsam und kühn, wägend und wagend, geistesgegenwärtig in den schwierigsten Schicksalsfällen, vollendete Menschenkenner, geborene Meister praktischer, sachlicher Staatskunst, dabei beide glühende Patrioten, die von sich sagen durften: patriae inserviendo consumor.

VI.

Von der Begründung des Königreichs Italien bis zur Vollendung der Einheit (1861—1870).

1. Vom Tode Cavours bis zur Septemberkonvention (Juni 1861 bis September 1864).

Es war ein Verhängnis für den Ausbau des neuen Italiens, daß der unersetzliche Staatsmann ihm geraubt war gerade da, als er daran gehen wollte, die politische Einheit, die so über alles Erwarten rasch sich vollzogen, durch administrative und ökonomische Maßregeln zu festigen und zu vollenden.

Nicht die wachsenden Finanznöte, noch die Schäden des Heeres und der Marine (deren Förderung Cavour noch auf dem Totenbett beschäftigt hatte) erregten Besorgnisse, die sich nicht hätten beseitigen lassen; auch die Angriffe von rechts und links, von der Reaktion, besonders in der Priesterschaft, und von der Revolution, den Anhängern Mazzinis und Garibaldis, konnten den neuen Staat nicht wieder vernichten, denn der Gedanke der nationalen Einheit, der die Probe so wunderbar bestanden hatte, war zu mächtig, das Nationalitätsgefühl zu stark, als daß das Erreichte hätte noch einmal rückgängig gemacht werden können.

Die große Schwierigkeit lag in der Verschmelzung der so ganz verschiedenartigen Landschaften zu einem Ganzen,

in der Durchführung des Zusammenschlusses, so daß aus der äußerlichen politischen eine wirkliche organische Einheit des neuen Reiches erwuchs. Wo sollten die geistigen Kräfte und die Fähigkeit der Verwaltung herkommen, um diesen Staat neu aufzubauen? Die Italiener sind gute Diplomaten und kluge Kaufleute — doch Zähigkeit und Pflichtgefühl, Ordnungssinn und ruhige Alltagsarbeit im Dienste des Staates mußte ihnen erst allmählich anerzogen werden. Dazu kam, daß die Einigung des Landes allein von den höheren Klassen, durch den Adel, den Richterstand, die Gelehrten und das gebildete Bürgertum gefördert und erkämpft worden war, während die Millionen des niederen, ungebildeten Volkes auf dem Lande und in den Städten, entweder in dumpfem Aberglauben von den Priestern gegängelt oder von radikalen Irrlehren aufgestachelt, noch gar nicht mit einer festen, nationalen Staatsgesinnung sich erfüllt hatten. Es war eine Arbeit für viele Jahrzehnte, sie zu dem Standpunkt der Bildung emporzuführen, den andere Nationen schon erreicht hatten.

Das Schwerste aber bestand darin, die sechs verschiedenen Staatsgebilde, die innerhalb von zwei Jahren gewonnen worden waren, an Piemont anzugliedern. War die Forderung, daß der alte Staat der Savoyer verschwinden sollte, für die Dynastie und die Piemontesen eine harte Zumutung, so mußte man doch fragen, an wen die übrigen Staaten sich anschließen konnten, wenn nicht an den Staat, von dem die Befreiung ausgegangen? Aber hatte Piemont so viel geistige Kräfte, um die innere Neugestaltung Italiens zu leiten? Die Hauptfrage war, ob Zentralisation oder Dezentralisation als Prinzip der Verwaltung, ob man den einzelnen Staaten Selbstverwaltung geben oder von einer Hauptstelle aus sie lenken solle? Es war vorauszusehen, daß die alten, stolzen Städte Italiens ihre Autonomie nicht abgeben würden; aber wie sollten die verschiedenen Rechte

und Gewohnheiten der Provinzen ausgeglichen werden? Während der großen politischen Arbeit hatte man sich mit Verwaltungsfragen wenig beschäftigt. Das nächste war, das französische Präfektensystem nachzuahmen; aber das mußte in Italien auf den heftigsten Widerstand stoßen, wo es keine Hauptstadt von alles beherrschendem Einfluß wie Paris gab.

Farini plante 1860 ein Regionalsystem: etwa acht Regionen, große Provinzen mit Gouverneuren an der Spitze, ohne völlige Berücksichtigung der historischen Grenzen, mit einer bestimmten Autonomie, als Mittelinstanzen zwischen den unteren Stellen und den Ministerien, geeignet, dem Staate eine Anzahl von Aufgaben abzunehmen. Dadurch würde eine Dezentralisation geschaffen, die der Selbstverwaltung vorarbeiten konnte, ohne daß der Partikularismus zur Herrschaft gelangte.

Da kam nun störend dazwischen die Annexion des ganzen Südens, der fortan wie ein Bleigewicht auf Italien lastete. Schon die ersten schlimmen Erfahrungen lehrten, daß in diesem Chaos Ordnung zu schaffen, unmöglich war. Konnte man hier die Selbstverwaltung einführen, wo das Analphabetentum von dem Tiefstande der Schulen Zeugnis gab, wo der Brigantaggio jetzt wieder zur Blüte kam und die geheimen Gesellschaften der Camorra und Mafia bis in die höheren Kreise reichten? Hier war eine straffe Staatsgewalt nötig, und die besten Männer von Neapel und Sizilien selbst, ein Poërio und La Farina, rieten zu durchgreifender Zentralisation der Verwaltung und Polizei, um geordnete Zustände anzubahnen.

So verlor der Gedanke des Regionalismus an Kraft: erst sollten die Elemente des Zusammenschlusses gestärkt werden, damit der eben begründete Staat nicht auseinanderfiele in lokale und provinzielle Sondergebilde. Das Präfektensystem drang durch, die Regierung vom grünen Tisch

der zentralen Stelle. Die Beamten, vom König eingesetzt, ohne die nötige Vorbildung und die moralische Eignung, gingen in einem seelenlosen Bureaukratismus auf, der viel kostete und wenig leistete.

Der Nachfolger Cavours, Ricasoli, den der große Staatsmann neben Farini als Nachfolger empfohlen hatte, bemühte sich, die auswärtige Politik ganz in den Bahnen seines Vorgängers zu leiten. Aber so ehrlich und entschieden er war, so sehr fehlte ihm die Geschmeidigkeit und Klugheit, mit der Cavour ebenso den französischen Kaiser wie die Opposition im Turiner Parlament behandelt hatte. Im Mittelpunkt stand immer die römische Frage. Schwankend nach wie vor setzte Napoleon, in Rücksicht auf die Stimmen seines Volkes, die Politik zögernden Wohlwollens fort. Am 15. Juni 1861 hat er endlich Italien als neuen Staat anerkannt, um den diplomatischen Verkehr wieder aufzunehmen, doch mußte Thouvenel betonen, daß damit weder die frühere Politik Sardiniens gebilligt, noch der jetzige Zustand verbürgt werde; der Einspruch der Kurie gegen die Annexionen sollte nicht abgeschwächt, die römische Garnison nicht zurückgezogen werden. Immerhin ernannte er im September für den Herzog von Gramont den Marquis von Lavalette zum Botschafter in Rom, der als antiklerikal galt, und zeigte durch neue Mahnungen an den Papst, wieviel ihm an der Lösung der römischen Frage lag. Aber die Kurie lehnte schroff seine Ausgleichvorschläge ab.

Ricasoli erklärte dem gegenüber nochmals feierlich im Parlament das Ziel: Roma capitale. Er beklagte sich in Rom über die Unterstützung, die das Räuberunwesen in Neapel vom Kirchenstaat erhielt, schlug aber am 10. September ein Abkommen vor, das noch über Cavours Angebot hinausging: volle Souveränität des Papstes, Freiheit in allen geistlichen Dingen, auch in der Ernennung der

Bischöfe, feste Dotation. Die öffentliche Antwort Antonellis war von beleidigendem Hohn. Aber es war doch eine bedeutsame Mahnung, daß es dem Pater Passaglia möglich war, unter den Geistlichen gegen 9000 Unterschriften für eine Bittschrift an den Papst zu sammeln, die für den Anschluß des Kirchenstaates an Italien eintrat.

Das war für die Aktionspartei ein neuer Ansporn zu gewaltsamen Versuchen, wobei die Anhänger Garibaldis Hand in Hand mit der Opposition gingen, welche Ricasoli stürzen und Rattazzi an die Spitze bringen wollte. Dies gelang am 2. März 1862. Obwohl Ricasoli noch die Mehrheit hatte, fühlte er doch die Unsicherheit seiner Stellung und bot dem König seine Entlassung an. Der ehrgeizige und geschmeidige R a t t a z z i, der es ebenso verstand, bei den Radikalen wie bei Napoleon sich in Gunst zu setzen, war doch auch dem Könige und den Piemontesen lieber, die sich durch den stolzen Toskaner Ricasoli gedrückt fühlten. Der beste Mann des neuen Ministeriums war Quintino Sella, der die Finanzen übernahm, einer der klügsten Rechner Italiens, dem es die Ordnung in seinem Staatshaushalte verdanken sollte.

Auch Rattazzi waren keine Erfolge in der römischen Frage beschieden. Napoleon wollte Italien zu ausdrücklichem Verzicht auf Rom bewegen, zugleich aber den Papst dazu anhalten, in irgendwelcher Art entgegenzukommen, damit Frankreich in absehbarer Zeit seine Truppen zurückziehen könne. Als die Kurie in ihrer Hartnäckigkeit verharrte, plante die Aktionspartei einen großen Schlag. Garibaldi erschien im März 1862 in Genua, um seine Anhänger zu mustern. Dann begab er sich an die Tiroler Grenze; offenbar handelte es sich um einen Einfall nach Venetien. Zugleich erließ Kossuth einen Aufruf an die Ungarn und die Völker des Balkan zur Befreiung. Da aber schritt Rattazzi ein; den Mann an der Seine zu

kränken, hütete er sich wohl. Eine Anzahl von Freischärlern, die sich in Sarnico am Iseo-See gesammelt hatten, ließ er gefangen abführen. Garibaldi aufs höchste ergrimmt, versuchte nun, statt gegen Venedig, auf Rom zu ziehen. Im Juni 1862 erschien er plötzlich auf Sizilien mit dem Rufe: Rom oder der Tod! Schon sammelten sich seine Rothemden in Palermo. Da mußte der König einschreiten; er sah den ruhigen Fortschritt der Einheitsbewegung in höchster Gefahr. Soeben hatten die zwei Großmächte, an deren Zustimmung ihm viel gelegen war, Rußland und Preußen, das neue Italien anerkannt: sollte der Tollkopf von Caprera, der in wütenden Worten Napoleon beleidigte, jetzt alles wieder zerstören? Am 3. August erließ Viktor Emanuel einen Aufruf, in dem er jeden Bürgerkrieg mit größter Strenge verbot. Aber Garibaldi blieb taub. Am 19. August zog er mit 3000 Freischärlern in Catania ein; die verfolgenden königlichen Truppen hatten ihn nicht erreicht. Ebensowenig verhinderten zwei Fregatten seine Überfahrt, die er mit 2500 Mann auf zwei französischen Postdampfern unternahm, so daß er am 24. August auf der Südspitze von Kalabrien, genau an derselben Stelle wie 1860, landen konnte.

Inzwischen hatte Lamarmora, der Präfekt von Neapel, gegen ihn Truppen geschickt. Sie trafen Garibaldi am 29. August mit seinen erschöpften und halb verhungerten Scharen in den hohen Bergen des Aspromonte, wohin sie ausgebogen waren. Er glaubte nicht an ernstlichen Angriff der Königlichen und verbot den Seinen zu kämpfen. Dennoch kam es zum Zusammenstoß, wobei Garibaldi am rechten Fuß verwundet wurde. Er ergab sich und ward nach Varignano, am Golf von Spezia, gebracht, wo die Kugel entfernt wurde; im Oktober amnestiert, kehrte er nach Caprera zurück.

Das Mißlingen der kopflosen Unternehmung war von

günstigen Folgen für Italien. Der König hatte gezeigt, daß es ihm Ernst sei mit seinen Versicherungen, indem er auf den Freiheitshelden hatte schießen lassen; nun konnte er auch am 10. September durch den Minister des Äußeren, Durando, den Mächten kundgeben, daß die Sehnsucht seines Volkes nach Vollendung der Einheit unbezähmbar sei und auf die Länge hin doch den friedlichen Zustand Europas gefährden müsse.

Auch in Paris trat jetzt eine Krise ein: auf der einen Seite Thouvenel und das ganze Ministerium, das den Abzug der Franzosen aus Rom in absehbarer Zeit anriet, auf der anderen die Klerikalen im Bunde mit der Kaiserin, die schon seit dem vorigen Jahre eine immer drohendere Sprache gegen den Kaiser führten. Welche Partei die Oberhand bekam, ersah man, als Napoleon im Oktober 1862 für Thouvenel den konservativen Drouyn de Lhuys berief, der schon 1849 zur römischen Expedition geraten hatte; ebenso wurden die Vertreter in Rom und Turin durch neue Persönlichkeiten ersetzt. Damit zeigte der Kaiser, daß er den Papst nicht im Stiche lassen wolle, und in der Tat blieb nun alles beim alten. Es war klar, daß die römische Frage ohne neue politische Anstöße nicht gelöst werden konnte.

Nun waren auch die Tage Rattazzis gezählt, auf dessen Einfluß in Paris man gehofft hatte. Der König berief am 1. Dezember 1862 Farini, der zwar an der Lösung „Roma capitale“ festzuhalten erklärte, aber die Entscheidung vertagen wollte, weil es Zeit sei, an die innere Ordnung die Hand zu legen.

Farini, schon lange an einer Gehirnkrankheit leidend, die er sich durch die langjährigen politischen Kämpfe zugezogen, mußte am 24. Mai 1863 das Ministerpräsidium niederlegen; für ihn trat Minghetti ein.

Marco Minghetti, 1818 in Bologna geboren, viel-

seitig gebildet, war schon 1847 Mitglied des von Pius IX. eingesetzten liberalen Ministeriums gewesen, dann hatte er sich Karl Albert angeschlossen und den Feldzug von 1848 mitgemacht. Er trat 1859 zu Cavour in freundschaftliche Beziehungen und betrieb als Präsident der Nationalversammlung in Bologna die Vereinigung der Romagna mit Piemont. Als Minister des Innern seit 1860 hatte er jenes Regionalsystem zur Dezentralisation der Verwaltung durchführen wollen, das dann abgelehnt wurde. Unter Farini Finanzminister, bemühte er sich, Ordnung in das Budget zu bringen, das durch die übermäßigen Ausgaben 1862 bereits ein Defizit von 250 Millionen Lire aufwies.

Nun als Leiter der italienischen Politik begann er 1864 wieder an die Lösung der römischen Frage zu denken. Die Zeit schien günstig zu sein, denn die Politik Napoleons war in der Zwischenzeit so wenig erfolgreich gewesen, daß ihm darum zu tun war, sich mit Italien gut zu stellen. Nach dem polnischen Aufstand von 1863 hatte der Kaiser vergeblich England zu gemeinsamen Schritten gegen Rußland zu veranlassen gesucht; ein Kongreß, zu dem er im November 1863 die Mächte einlud, um die wichtigsten europäischen Fragen — darunter die römische — zu lösen, wurde von England abgelehnt.

Das Verhältnis zu England wurde nicht gebessert, als Garibaldi im März 1864 bei seinem Besuche Londons von allen Staatsmännern demonstrativ gefeiert wurde; und die britische Politik konnte es dann wieder nicht verschmerzen, daß Frankreich sich nicht einem kräftigen Protest gegen das Vorgehen der deutschen Großmächte in Schleswig anschließen wollte. Wenn Napoleon hier das Nationalitäts-Prinzip gegen Dänemarks Übergriffe verfocht, durfte er es auch in Italien nicht verleugnen. Dazu kam, daß er nach den Truppensendungen, die das mexi-

kanische Unternehmen erforderte, die römische Garnison nach Frankreich zurückzurufen wünschte. Dies alles wirkte zusammen, um neue Verhandlungen mit Italien anzuregen.

Es ist ungewiß, von wem diese ausgegangen sind. Bekannt ist nur, daß im Juli 1864 Napoleon mit dem General Menabrea und dem Marquis Pepoli über einen Modus der Räumung Roms schlüssig geworden ist. Doch scheint es, als wenn vorher der Kaiser bei Minghetti diese Besprechungen angeregt habe; denn der neue Gedanke, die Hauptstadt von Turin nach Florenz zu verlegen, sieht sehr nach einer Idee des großen Projektenmachers aus. In aller Stille wurde der Vertrag dann bis zum 15. September zum Abschluß gebracht; erst am 12. benachrichtigte Drouyn die Kurie. Die September-Konvention von 1864 setzte fest, daß Frankreich spätestens in zwei Jahren Rom geräumt haben müsse, daß Italien sich jedes Angriffs auf den Kirchenstaat enthalten und ihn vor jedem Angriff schützen wolle, daß es ferner die Verstärkung des päpstlichen Heeres durch Freiwillige nicht hindern werde. Die Bedingung, daß die Hauptstadt binnen sechs Monaten nach Florenz verlegt werden solle, stand nicht in der Konvention, weil es sich ja um eine innere Angelegenheit Italiens handelte, sondern war in einem besonderen Protokoll enthalten. Die September-Konvention trägt ganz das Gepräge jener Politik der Halbheiten, die Napoleon sich ausklügelte, um gefährlichen Entscheidungen zu entgehen. Er hatte ohne Frage einen Erfolg zu verzeichnen, wenn er seine Truppen zurückziehen konnte und dennoch dem Papste seinen Staat garantierte; aber den Zorn Roms und der französischen Klerikalen mußte er trotzdem fürchten, hatte er doch den Kirchenstaat unter den Schutz des verhaßten italienischen Räubers gestellt. Noch zweifelhafter war es, ob die Verlegung der Hauptstadt einen Erfolg für ihn be-

deutete? Er legte dem italienischen Könige damit eine schwere Pflicht auf, die eigene alte Hauptstadt zu verlassen, ohne die von allen begehrte damit einzutauschen. Nie konnten sich die Italiener damit begnügen; ihr Wunsch mußte nun noch stärker auf Rom gerichtet sein. Ihr Dank aber, den sie dem Helfer von 1859 schuldeten, verflüchtigte sich immer mehr, da er ihnen als Hinderer ihrer Einheit erschien. Gewiß erkannte man am Turiner Hofe die Schwierigkeit der Lage des Kaisers, aber Völker sind undankbar und sehen vorwärts, nicht zurück. Hätte Napoleon wenigstens für das verweigerte Rom eine Aussicht auf Venetien eröffnet[1]); aber wie konnte er das, ohne gegen Österreich Krieg zu führen, den er durchaus nicht wollte.

Sofort nach dem Bekanntwerden des Vertrages zeigte es sich, daß er nur ein verfehltes Auskunftsmittel war. Hatte Minghetti richtig gesehen, daß man in Mittel- und Süditalien, wo man immer auf den Vorrang Piemonts eifersüchtig war, mit der Verlegung der Residenz nach Florenz zufrieden sein würde, so hatte er nicht mit der Entrüstung Turins gerechnet. Es kam dort im September 1864 zu Straßenaufständen, die durch das Militär gedämpft werden mußten. Das Ministerium Minghetti trat darauf zurück und machte einem Kabinett Lamarmora Platz. Die Kammern billigten die Verlegung der Residenz, und im Februar 1865 zog Viktor Emanuel in Florenz ein. Cavour hatte schon vorausgesehen, daß das Savoyische Königshaus dem Vaterlande dies Opfer bringen werde:

---

[1]) Im Dezember 1915 erschien in der Frankfurter Zeitung ein Brief Mazzinis, worin dieser als sicher mitteilt, daß in einem Geheimartikel der Septemberkonvention Napoleon sich für die Abtretung Venetiens an Italien den westlichen Teil von Piemont ausbedungen hatte. Man sieht daraus, wessen man ihn, aber auch den König für fähig hielt, wenn nicht Mazzini die Nachricht selbst erfunden hat, um das Volk aufzustacheln.

das war eben die Folge davon, daß Piemont in Italien aufgehen mußte, während das größere und kräftigere Preußen bestehen bleiben und doch die Einigung Deutschlands durchführen konnte.

So hatte die September-Konvention überwiegend unheilvoll gewirkt. Die Schadenfreude in Italien über die Zurücksetzung Piemonts offenbarte einen Partikularismus, der den Patrioten sehr unerwartet und schmerzlich war. Die „Consorteria" Cavours im Parlament löste sich auf, was der Regierung die Bildung einer geschlossenen Mehrheit erschwerte. Hatte man aber von dem Vertrag eine Beruhigung der Kurie erwartet, so täuschte man sich völlig. Die Klerikalen in Rom waren ebenso aufgebracht wie die französischen; der Papst, ergrimmt darüber, daß man hinter seinem Rücken über die Räumung Roms sich verständigt hatte, verletzte in seiner Neujahrsansprache den Kaiser ganz bewußt, indem er ihn nur segnen zu wollen erklärte, wenn er Gerechtigkeit übe, und ermutigte die französischen Bischöfe in ihrer Agitation gegen den September-Vertrag.

Vorher schon, am 8. Dezember 1864, hatte Pius IX. in der Enzyklika „Quanta cura" und ihrem Anhang, dem Syllabus, endgültig jeder modernistischen Regung das Urteil gesprochen; mit äußerster Schärfe verdammte er alle von der neuen Zeit geforderten Reformen: Schul- und Preßfreiheit, Parlamentarismus, Gewissensfreiheit, Zivilehe und vor allem den Satz, daß die Abschaffung der weltlichen Papstherrschaft zur Freiheit und Wohlfahrt der Kirche beitragen werde.

So lagen 1865 die Dinge unheilbar verwirrt; und wie immer zogen die Gegner daraus Vorteil: Mazzini hetzte gegen die Monarchie und die Jesuiten gegen den Staat des neuen Italiens. Die Patrioten rechneten auf eine Revolution im Kirchenstaat, die durch italienische Truppen oder Freischärler unterstützt werden würde. Aber konnte

Napoleon das erlauben? Um dann nicht selbst wieder zum Schutze des Papstes eingreifen zu müssen, hoffte er auf eine starke Vermehrung des päpstlichen Freiwilligenheeres, ja, er begünstigte diese durch eine Fremdenlegion, die in Antibes sich bildete und im September 1866 nach Rom hinübergeführt wurde, während die letzten Franzosen abzogen. So hatte er wieder, in dem Wunsche, sich klug zwischen den Parteien hindurchzuwinden, keine von beiden befriedigt. Die Lösung sollte von anderer Seite kommen.

2. Das Bündnis Italiens mit Preußen.

Bismarck hatte am 9. Februar 1860 an den Minister v. Schleinitz geschrieben: „Für unsern natürlichen Bundesgenossen, ganz unter vier Augen gesagt, halte ich viel mehr Piemont, gegen Frankreich vorkommendenfalls ebenso wie gegen Österreich. Für Piemont, wenn es sich auf Preußen stützen könnte, würde Frankreichs Allianz aufhören gefährlich und herrisch zu sein.“ Das war in der Zeit, da man in den legitimistischen Kreisen Preußens von dem „infernalen Prinzip der Revolution in Italien“ noch nichts wissen wollte. Bismarck ist sich dieses Unterschiedes voll bewußt, wenn er im Dezember 1860 an Schleinitz schreibt: „Ich kann mich in der Prämisse irren, daß es für Preußen heilsam sei, wenn sich im Süden zwischen Frankreich und Österreich ein kräftiger italienischer Staat bildet; aber ich bin von der Wahrheit derselben durchdrungen und glaube, daß, ebenso wie eine solche Schöpfung die Sicherheit Preußens nach außen hin fördert, daneben die Gunst, welche wir derselben zuwendeten, einen im großen und ganzen wohltuenden Eindruck innerhalb Preußens und Deutschlands machen, die Übereinstimmung zwischen Regierung und Untertanen kräftigen würde. Sie sehen, wieweit meine italienische Politik von der der ‚Kreuzzeitung‘ entfernt ist.“

Schleinitz ist nicht der Meinung Bismarcks, und doch hat auch er nicht falsch in die Zukunft geblickt, wenn er erwidert: „Ihre günstigen Erwartungen von dem künftigen einheitlichen Königreich Italien vermag ich nicht zu teilen. Ich will zugeben, daß es unter Umständen wohl einmal unser Alliierter wird sein können, glaube aber, daß wir es viel konstanter in den Reihen unserer Gegner, namentlich im Gefolge Frankreichs als unter der Zahl unserer Freunde erblicken werden."

In Italien selbst hatte es ebenfalls von jeher Freunde einer Annäherung an Preußen gegeben. Wenn auch das Volk die Österreicher in der Lombardei mit dem Namen Tedeschi bezeichnete, wußten die Patrioten doch schon 1848 sehr wohl zwischen den verhaßten Österreichern und den Deutschen zu unterscheiden. Cavour vor allem hat immer an einen Bund der Zukunft zwischen den beiden Staaten gedacht, die ihren Nationen die Einigung bringen sollten. Mit dem preußischen Gesandten in Turin, dem Grafen Brassier de Saint-Simon, stand er in bestem Einvernehmen. Als der Fürst Anton von Hohenzollern an die Spitze des preußischen Kabinetts trat, schickte Cavour Ende 1858 den Marquis Pepoli, der mit dem Fürsten verwandt war, zu ihm mit Anträgen, die auf eine Annäherung zielten. Obwohl sehr freundlich empfangen, konnte Pepoli damals noch nichts ausrichten. Cavour aber sagte: „Preußen wird unvermeidlich in den Kreis der deutschen Nationalidee gezogen werden. Der Bund Preußens mit Italien steht in den Sternen geschrieben." Und als Schleinitz nach dem Einmarsch der Italiener in den Kirchenstaat September 1860 an Cavour eine unwillige Note sandte, sagte dieser zu Brassier, er hoffe bestimmt, daß Preußen bald das Beispiel, das ihm Piemont gebe, befolgen werde. Ja, auf dem Totenbette beschäftigte er sich noch mit der Zukunft Deutschlands. „Was werden diese unentschlossenen Preu-

ßen tun? Sie werden fünfzig Jahre brauchen, um das zu vollenden, was wir in drei getan haben."

Als Bismarck im September 1862 an die Spitze des Ministeriums trat, hatte er den Kampf mit Österreich fest beschlossen, und damit war die Annäherung an Italien gegeben. Das zeigt sich deutlich in den Unterredungen mit dem österreichischen Botschafter Karolyi, der sich tröstete, daß in der Gefahr Habsburg doch auf Preußen zählen könnte. Bismarck benahm ihm diesen Glauben, indem er sagte: 1859 hätte noch die alte Freundschaft nachgewirkt; künftig würde, wenn Österreich nicht aufhörte, Preußen niederhalten zu wollen, ein Bündnis Preußens mit einem Gegner des Donaustaates nicht ausgeschlossen sein[1]).

Dann aber trat Ende 1863 eine plötzliche Änderung ein, als die beiden deutschen Großmächte sich gegen Dänemark zusammenschlossen. In Italien war man sehr enttäuscht von dieser Wendung, besonders da man fürchtete, Österreich hätte von Preußen eine Garantie des Besitzes Venetiens erhalten. Bismarck zögerte nicht, dies dem französischen Botschafter gegenüber entschieden in Abrede zu stellen. Eine beglaubigte Anekdote ist bezeichnend für dieses Verhältnis. Auf einem Hofball in Berlin Ende Januar 1864 sagte Bismarck zu dem italienischen Gesandten de Launay, indem er dessen Degen berührte: Das ist der Degen Italiens!" De Launay antwortete: „Es scheint, daß Sie sich seiner nicht mehr bedienen wollen, da Sie einen anderen Waffenbruder gewählt haben!" Bismarck: „Oh, der! Den haben wir gemietet." „Umsonst?" „Er arbeitet pour le roi de Prusse!"

---

[1]) Reuchlin (IV 416) berichtet, daß Ende 1862 der italienische Gesandte am Berliner Hofe nach Turin kam, um im Auftrage Bismarcks zu fragen, wie sich Italien bei einem preußisch-österreichischen Kriege verhalten würde. „Auf Seiten Preußens" war die Antwort. Die Nachricht scheint doch nicht genügend beglaubigt.

Sobald aber die Allianz der deutschen Großmächte sich nach dem dänischen Kriege notwendig lockerte, kam die Annäherung an Italien wieder in Frage. Bei ihr lag das Entscheidende von Anfang an darin, daß Napoleon sie als den besten Ausweg aus der Sackgasse der römischen Frage betrachten mußte. Konnte er Rom den Italienern nicht preisgeben, mochte er auch für Venetien nicht mehr in den Krieg ziehen, so gab es ein Mittel, sein Versprechen „Frei bis zur Adria" doch noch zu erfüllen: wenn Italien sich selbst Venedig holte; das war aber nur möglich, wenn es mit Preußen Krieg gegen Österreich führte. Darum war es sein Bestreben, das Bündnis der deutschen Großmächte auseinander zu treiben. Schon im Dezember 1863, bei der Nachricht von ihrem Zusammengehen gegen Dänemark, soll er zu Nigra, dem klugen und wohlgelittenen Gesandten Italiens in Paris, gesagt haben: „Wir werden sie dazu bringen, aufeinander zu schießen." Während aber Napoleon auch fernerhin in dieser Sache schwankte, da die Erstarkung der beiden Mittelmächte, Preußen und Italien, doch nicht im französischen Interesse lag, hatte Bismarck ihm gegenüber immer zwei Eisen im Feuer, je nachdem er das österreichische oder das italienische Bündnis in Aussicht stellte.

Lieber als durch preußischen Sieg hätte Napoleon schon gesehen, daß Venetien durch Kauf an Italien kommen würde. Aber dies konnten weder Österreich noch Italien mit ihrer Ehre für vereinbar halten, abgesehen davon, daß die italienischen Finanzen in ihrem zerrütteten Zustande für eine so große Zahlung nicht ausreichten. Und doch konnte Italien auch nicht seine Ausgaben dadurch verkleinern, daß es, wie Napoleon riet, abrüstete und damit vielleicht Österreichs Anerkennung gewänne. Gerade eine Entwaffnung mochte Lamarmora nicht in die Wege leiten; der Stolz der Nation hätte sich heftig dagegen gewehrt. Sie mußte erst

noch ihre Tüchtigkeit bewähren, aus eigener Kraft die Einheit durchzusetzen, nachdem die italienischen Truppen bisher nur mit französischer Hilfe gesiegt und dann den kriegerischen Ruhm den Freischaren Garibaldis überlassen hatten. Die preußische Waffenhilfe aber war den Patrioten willkommener als die französische, die die Verpflichtungen Italiens gegen Napoleon noch drückender machte; wie denn schon Cavour davor gewarnt hatte, durch neues Zusammengehen Italien noch mehr an Frankreich zu ketten.

So bereitete sich in Italien eine preußenfreundliche Stimmung vor. Während Lamarmora als guter Militär die Überlegenheit des preußischen Heeres durch eigene Studien in Deutschland erkannte, schickte Bismarck Anfang 1863 den Grafen Usedom als Gesandten nach Turin, von dem man wußte, daß er Gegner Österreichs und Freund Italiens sei.

Nach dem Wiener Frieden kam es, wie Napoleon vorausgesehen hatte: die beiden Kriegsgefährten gerieten über die gemeinsame Beute Schleswig-Holstein in wachsenden Hader, so daß im Juli 1865 der Krieg zwischen ihnen auszubrechen drohte. Usedom fragte in Florenz an, ob Preußen auf Italien rechnen könne; Lamarmora antwortete zustimmend, wenn er auch erst in Paris sich Rats erholen wollte. Da wurde man in Florenz wie in Paris höchst unangenehm durch die Gasteiner Konvention vom 14. August 1865 überrascht. Lamarmora hat von nun an den Argwohn nie mehr verloren, daß Bismarck das Bündnis mit Italien den Österreichern gegenüber nur als Drohung benutzen wollte, um davon zurückzutreten und die Italiener allein zu lassen, wenn er ohne Krieg sein Ziel erreichen konnte.

Bismarck war im Oktober 1865 in Biarritz, um den grollenden Kaiser zu versöhnen. In ihren Unterredungen hat das italienische Bündnis ohne Frage eine wichtige

Rolle gespielt, denn kurz vor seiner Heimreise äußerte Bismarck in Paris ganz offen zu Nigra, der Krieg mit Österreich sei unvermeidlich: er hoffe sicher, Frankreich und Italien auf Preußens Seite zu sehen; „wenn Italien nicht da wäre, müßte man es erfinden.“ Die ketzerischen Ansichten, die er leise vor sechs Jahren zu Schleinitz geäußert hatte, wollte er jetzt zur Tat machen. Während man in Florenz eben wieder mit Österreich verhandelte und Napoleon den Erwerb Venetiens aufzuschieben riet, näherte sich Bismarck offen den Italienern. Den Handelsvertrag des Zollvereins mit Italien, den er seit Mai 1865 zögernd betrieb, brachte er im Dezember rasch zum Abschluß, und der preußische König verlieh im Januar 1866 dem italienischen den Schwarzen Adlerorden. Einst hatte der legitimistische Junker Bismarck-Schönhausen, als er den Gang nach Olmütz verteidigte, vor dem Geschick des rè traditore in Turin gewarnt; jetzt verschaffte er dem Sohn den höchsten preußischen Orden! Am 13. Januar ließ er durch Usedom in Florenz auf die Krisis vorbereiten, die er durch Anträge in der deutschen Frage herbeiführen wollte. Am 28. Februar hielt der König einen Kronrat ab, in dem Moltke erklärte, nur im Bunde mit Italien zum Kriege raten zu können. Er selbst sollte in Florenz den Anschluß verhandeln. Doch vorher traf bereits am 14. März der General Govone ein, ein kluger und wissenschaftlich gebildeter Soldat, der schon 1850 während des Schleswigschen Feldzuges im preußischen Lager gewesen. Er und der italienische Gesandte Graf Barral führten nun die langwierigen Verhandlungen mit Bismarck, die sich bis zum 8. April hinzogen.

Ihre Schwierigkeit lag darin, daß sich die beiden Parteien nicht trauten und besonders die Italiener, in der Wahrnehmung, daß Preußen noch nicht zum Krieg entschlossen sei, fürchteten, Bismarck würde das Bündnis mit Italien dazu benutzen, auf Österreich einen Druck auszuüben, um

Schleswig-Holstein ohne Krieg zu erlangen, wonach dann Italien allein sich der ganzen österreichischen Macht gegenübersehen würde. In diesem Argwohn wurden die Italiener dadurch bestärkt, daß Bismarck zwar, wie man wünschte, die deutsche Frage am Bundestag aufwerfen und dadurch den Krieg herbeiführen wollte, aber die Frist bis zur Entscheidung in unbestimmte Ferne rückte, während Italien bei seinen Finanzen nach der Mobilisierung, die etwa drei Monate dauerte, das Heer nicht lange auf Kriegsfuß halten konnte. Da Bismarck wohl wußte, daß sein König nicht von der Entscheidung Italiens seinen Entschluß zum Kriege abhängen lassen würde, sah er sich vor der schweren Aufgabe, Italien zu verpflichten, sofort in den Kampf zu treten, wenn Preußen den Krieg erkläre, während Preußen nicht gebunden sein sollte, auf eine italienische Kriegserklärung ebenfalls Krieg zu führen. Und doch gelang es ihm, die Italiener zu gewinnen, indem er ihnen vorstellte, daß er den König nur zum Kampfe bewegen könne, wenn Italien den Vertrag unterschrieben habe. Es kam ihm eben zustatten, daß die Italiener darauf brannten, Venetien zu gewinnen, ferner aber doch auch, daß Govone durch Bismarcks ruhige Offenheit gewonnen wurde, in dem er, wie er berichtete, Cavour wiedergefunden habe.

Zunächst aber fragte Lamarmora bei Napoleon an. Der Kaiser wollte den Krieg nicht nur, um endlich den Italienern Venetien zu verschaffen, sondern auch, weil er hoffte, daß sich die deutschen Großmächte gegenseitig mattsetzen würden, um ihn schließlich zum Schiedsrichter anzurufen. Er riet zum Abschluß des Vertrages und beruhigte dadurch Italien, das nun sich gesichert fühlte, auch in dem Falle, daß es von Preußen allein gelassen werden sollte. Außerdem sah man, daß Bismarck Ernst machte, als er am 24. März in der Tat die deutsche Frage durch eine Note in Fluß brachte. Immerhin stellte nun aber Lamarmora die Bedingung, daß

Italien nur drei Monate lang nach Abschluß des Vertrages sich gebunden fühlen würde, daher Bismarck bis dahin den Krieg herbeiführen müsse. Daraufhin wurde am 8. April 1866 das „Schutz- und Trutzbündnis“ ganz im geheimen abgeschlossen: „Sobald Preußen in der Lage ist, zu den Waffen zu greifen, um seine Vorschläge in der deutschen Frage durchzusetzen, wird Italien auf Preußens Initiative hin Österreich den Krieg erklären. Dieser wird mit allen Kräften geführt werden; weder Preußen noch Italien werden ohne gegenseitige Zustimmung Frieden oder Waffenstillstand schließen. Diese Zustimmung kann nicht geweigert werden, sobald Österreich zugesteht, daß Italien Venetien, Preußen gleichwertige Gebiete in seiner Nachbarschaft sich angliedere.“

So war denn der Bund geschlossen, der die Mächte Mitteleuropas zusammenführte, um sich ihre Einheit gegen Österreich zu erkämpfen. Schon am Tage nach dem Abschluß stellte Bismarck in Frankfurt den Antrag auf Reform des Bundes durch Berufung eines deutschen Parlaments. Wenn Bismarck aber Italien als die beste Karte in seinem Spiel bezeichnete, so sollte sich das aufs neue in der Krisis desselben Monats April 1866 zeigen, die noch einmal alle seine Pläne in Frage stellte. Da König Wilhelm, vielfach gemahnt und bestürmt, nicht als der Angreifer erscheinen wollte, entschloß er sich zur Abrüstung zu schreiten, wenn auch der Gegner abrüste; und Österreich stimmte zu. Da kamen aber nach Wien Nachrichten, daß Italien rüste. In der Tat begann man hier Rekruten und jüngere Mannschaften einzuberufen, die aus Sparsamkeit im letzten Jahre nicht eingestellt oder nur wenige Wochen ausgebildet worden waren; man mußte doch wenigstens die Friedensstärke erreichen, wenn man auch noch nicht mobil machte. In Wien schöpfte man Verdacht und glaubte aus der Verstärkung der italienischen Armee auf den Krieg schließen zu müssen. Da-

durch ließ sich am 21. April Franz Joseph hinreißen, seine Südarmee zu mobilisieren, während er von Preußen verlangte, daß es trotzdem weiter abrüsten solle. Das war ein schwerer Fehler, der sofort von Bismarck ausgenutzt wurde, um den Krieg herbeizuführen; er konnte seinem König jetzt zeigen, daß Österreich ernstlich keine Abrüstung wolle, denn es sei ja stets in der Lage, die mobile Südarmee in kurzer Zeit über den Semmering nach Böhmen zu schaffen, nachdem Preußen sich wehrlos gemacht habe. Nun begannen Anfang Mai denn auch in Italien und Deutschland die Kriegsrüstungen.

Aber immer noch spielten die Versuche hin und her, auch ohne Krieg zum Ziele zu kommen. Napoleon knüpfte mit Österreich an, um es zu freiwilliger Abtretung von Venetien zu veranlassen, und in Wien ging man darauf ein, wenn man dafür Schlesien oder andere Vorteile in Deutschland oder wenigstens die Neutralität Italiens erlange, um sich mit allen Kräften auf Preußen zu werfen. Da stieß Napoleon aber auf die Weigerung Italiens, Venetien durch Vertragsbruch zu erwerben. Sollte man wiederum durch die Gnade Napoleons ein Geschenk empfangen und die lästige Dankesschuld vermehren, statt durch eigene Kraft das nationale Ziel zu erreichen? Ein Sturm des Unwillens hätte die Regierung hinweggeweht, die dazu sich herbeigelassen. Und vielleicht war auch Napoleon diese Ablehnung nicht unangenehm, konnte er doch nur durch den Krieg auf die Schwächung der deutschen Großmächte und auf Erwerbung rheinischer Gebiete hoffen, die ihm zufallen würden, mochte Preußen nun siegen oder geschlagen werden. Als dann die Österreicher am 2. Juni den von Napoleon vorgeschlagenen Kongreß durch ihre Bedingung, kein Staat solle eine Gebietsvergrößerung erhalten, vereitelten, war der Krieg nicht mehr zu vermeiden.

3. Der Krieg von 1866.

Am 17. Juni erklärte Preußen den Krieg an Österreich. Am selben Tage überreichte Usedom in Florenz eine Note, die Lamarmora anzeigte, was Bismarck von Italien erwarte: sein Heer sollte, ohne sich im Festungsviereck aufzuhalten, auf Wien marschieren und den Preußen die Hand reichen; denn, wolle man Venetien dauernd behalten, müsse man Österreich ins Herz treffen. Die Magyaren müßten durch eine Landung Garibaldis an der Adria zum Aufstand gebracht werden, wobei ein preußisches Korps, das nach Ungarn vorrücke, mithelfen solle. Das war die berufene „Stoß ins Herz-Depesche".

Lamarmora, ein Zauderer von Natur, war weit entfernt von solcher Energie, zumal von Napoleon her gerade entgegengesetzte Ratschläge eintrafen, wonach für Italien gut sei, sich auf die Verteidigung zu beschränken, da auch Österreich wohl nicht angreifen werde. Kam dazu noch die Uneinigkeit der italienischen Heeresleitung, die einen festen Plan verhinderte, so konnten die unheilvollen Folgen nicht ausbleiben. Lamarmora hatte sich nicht nehmen lassen, selbst das Oberkommando zu führen, während Ricasoli, ein aufrichtiger Freund der Allianz mit Preußen, Ministerpräsident wurde. Am 19. Juni erfolgte die Kriegserklärung Italiens.

Das Heer war auf etwa 200 000 Mann gebracht worden, dem nur 120 000 Österreicher gegenüberstanden; sie hatten aber in dem Erzherzog Albrecht und in seinem Generalstabschef John tüchtige und energische Heerführer, während die Feldherren der Italiener, Lamarmora und Cialdini, sich nicht über den Angriffsplan einigen konnten. Lamarmora mit der Hauptmacht von 120 000 Mann hatte am 19. Juni die Minciolinie besetzt, ging aber erst am 23. über den Fluß. Unnötigerweise hatte er dem Erzherzog am 20. Juni angekündigt, daß drei Tage danach die Feind-

seligkeiten beginnen würden, worauf jener gar keine Antwort gab. Albrecht hatte den Plan, sich auf die italienische Hauptmacht zu werfen, da er wußte, daß die zweite Armee des Feindes, 80 000 Mann unter Cialdini, noch weit entfernt am unteren Po stand, den sie erst in der Nacht zum 25. überschreiten sollte. Aber auch jetzt wären die Kräfte noch ebenbürtig gewesen, wenn Lamarmora seine Armee nicht verzettelt hätte, da er den Angriff der Österreicher nicht voraussah; er glaubte fest daran, daß sie noch nicht die Etsch überschritten hätten.

Darum ließ er ein Südkorps zur Beobachtung Mantuas abgehen und hatte nur noch ein Korps unter Durando nördlich und eines unter Della Rocca im Zentrum zur Verfügung; aber auch diese beiden hielt er nicht zusammen, sondern schickte das eine gegen Verona, während das andere zwischen Goito und Villafranca stehenblieb. Die Rekognoszierung war ungenügend gewesen, sonst hätte man doch die Kriegslist des Erzherzogs bemerkt, der bei Verona am 23. mit etwa 70 000 Mann über die Etsch gegangen war und von der Linie Verona—Peschiera gegen den Tione bei Custozza vordrang.

So begann am 24. Juni, am selben Tage wie Solferino, die Schlacht bei Custozza, wo 1848 am 25. Juli Karl Albert von Radetzky geschlagen worden war. Den ganzen Angriff der kaiserlichen Armee hatte das Korps Durandos auszuhalten, das nach heißem Kampf und schweren Verlusten nachmittags Custozza räumte. Das nicht allzu weit südlich bei Villafranca stehende Korps Della Roccas griff nicht in den Kampf ein, obwohl sein tapferer Brigadier Bixio, Garibaldis alter Genosse, mit brennender Ungeduld das Angriffszeichen erwartete und der Kommandeur der anderen Brigade, der Kronprinz Humbert, sieben Boten nacheinander zu Della Rocca sandte, um den Befehl zum Vorrücken zu erbitten. Lamarmora selbst, den Anforde-

rungen nicht gewachsen und zu früh am Siege verzweifelnd, war schon nachmittags nach Goito am Mincio zurückgekehrt. Dem geschlagenen Korps Durandos folgte dann auch das unversehrte Della Roccas. Die Österreicher verfolgten nicht, sie hatten ihre ganze Truppenmacht eingesetzt. Die Verluste betrugen auf jeder Seite etwa 8000 Mann. Das Schlimme aber war, daß die italienische Kriegführung gelähmt blieb, wobei sowohl persönliche wie auch politische Gründe hineinspielten. Die beiden Heerführer waren uneinig, und Napoleon wollte keine zweite Niederlage der Italiener, um ein Abkommen mit Österreich am Ehrenpunkte nicht scheitern zu lassen. Cialdini, der noch nicht den Po völlig überschritten hatte, kehrte ans Südufer und nach Modena zurück, weil Lamarmora ihm ein klägliches Telegramm geschickt hatte. An eine Offensive war zunächst nicht zu denken, da Lamarmora des Oberbefehls enthoben wurde, den nun wieder Cialdini nicht annehmen wollte. Endlich entschloß man sich, vom unteren Po ein neues Vorgehen einzuleiten, während der Erzherzog einen zweiten Waffengang an derselben Stelle wie am 24. Juni aufnehmen wollte. Da erhielt er am 4. Juli die Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz und den Befehl, vier Brigaden nach Norden zu Hilfe zu schicken.

In diesem Augenblick empfing Viktor Emanuel von Napoleon ein Telegramm, daß Franz Joseph ihm Venetien abgetreten habe und weiteres Blutvergießen daher unnötig sei. Es wiederholte sich also das Spiel von 1859, wo der österreichische Kaiser ebenfalls, um nicht mit dem mißachteten Italiener zu verhandeln, die Lombardei an Napoleon gegeben hatte. Diesmal aber lag dem Plane noch die weitere Absicht zugrunde, Italien zum Treubruch zu verlocken, um die k. k. Südarmee frei zu bekommen und gegen Preußen zu verwenden.

Napoleon wahrte sich also aufs neue die Stellung des

Schiedsrichters, aus dessen Hand die Italiener Venetien empfingen, wie er denn auch den siegreichen Preußen in die Zügel fiel, um durch seine Vermittlung ihren Vormarsch zu hemmen. Da dieser aber fortwährte, kam für den Kaiser die Entscheidung, ob er mit seinem Heere eingreifen oder durch Verhandlungen mit dem Sieger kleinere Vorteile erringen solle. Er verpaßte den Augenblick und sah sich nun durch Bismarcks kluges Ausweichen der Früchte beraubt, die er ohne kriegerische Anstrengung hatte pflücken wollen. Aber auch Italien hat durch eigene Schuld, durch Saumseligkeit und durch Mangel an Energie sich die Erfolge verscherzt, die es außer dem Erwerb Venetiens von diesem Kriege erwartete.

Zunächst freilich wallte das italienische Ehrgefühl auf, als Napoleon dem Könige zutraute, sich Venetien schenken und dafür Preußen im Stiche zu lassen. Gerade nach der Niederlage von Custozza verlangte der Stolz der Italiener, jetzt durch eigenes Verdienst, nicht durch den Sieg und die Gnade anderer sich Gewinn zu schaffen. Der ehrliche Ricasoli schrieb am 9. Juli an Nigra: „Es gibt etwas, was wertvoller ist als Venetien, das ist die Ehre des Königs und Italiens.“ Ebenso dachten die anderen Ratgeber Viktor Emanuels.

Aber diesem Entschluß hätte man nun durch kräftiges Vorstoßen Nachdruck verleihen müssen, wozu Bismarck beständig antrieb; es stand ja, nachdem der größte Teil der Südarmee abgezogen war, kaum ein namhaftes feindliches Heer im Wege. Leider traten die politischen Bedenken wiederum den tapferen Entschlüssen entgegen. Venetien war ja nun französisch: durfte man dort Krieg führen? Als dieser Zweifel beseitigt war, drangen die Truppen Cialdinis schneller vor: der linke Flügel unter Medici ging am 21. Juli durch das Val Sugana gegen Trient, der rechte unter Cadorna setzte sich gegen Triest in Bewegung.

Damit trat eine neue Frage in den Gesichtskreis Italiens: sollte man über den Gewinn Venetiens hinausgehen und Triest wie auch die italienischen Teile von Tirol zu erwerben suchen? Cavour hatte diese Aufgabe späterer Zukunft überlassen, Lamarmora sich 1864 gegen die Ansprüche auf Südtirol und Triest erklärt. Bismarck war in den Verhandlungen mit Barral nicht darauf eingegangen, das Trentino zu versprechen, hatte aber durchblicken lassen, er würde dem Erwerb, wenn er den Italienern im Kriege gelinge, keinen Widerstand leisten. Aber die Erfolge blieben aus: auch dem Unternehmen Garibaldis, vom Gardasee gegen Trient vorzugehen, war, nicht durch seine Schuld, größere Wirkung versagt.

Da traf die nationalen Hoffnungen ein Schlag, der schwerer war als die schon erlittenen. Gedrängt von der öffentlichen Meinung, die mit der Untätigkeit der überlegenen und vielversprechenden jungen Flotte sehr unzufrieden war, hatte man dem Admiral Persano einen Handstreich auf die Insel Lissa befohlen. Am 16. Juli liefen elf Panzerschiffe nebst einer Anzahl kleinerer Fahrzeuge von Ankona aus, doch mißlang die Landung. Am 20. Juli näherte sich von Pola her die österreichische Flotte, vom Nebel verdeckt, in drei Treffen, deren erstes sieben Panzerfregatten umfaßte. Der Admiral Tegetthof befahl mit Volldampf auf die italienischen Schiffe zu fahren, die trotz ihrer größeren Zahl durch ihr Feuer einen Nahkampf, Schiff an Schiff, nicht verhindern konnten. Während die Österreicher mit hoher Tapferkeit fochten und im Manövrieren sehr geschickt waren, konnten die Italiener wenig ausrichten, zumal ihre Holzflotte unter Albini nicht zu Hilfe kam. Das Admiralschiff „Re d'Italia“ wurde von dem österreichischen „Ferdinand Max“ in Grund gebohrt, der „Palestro“ flog mit seiner Besatzung, die ihn nicht verlassen wollte, in die Luft. Persano dampfte, obwohl er noch

hätte weiterkämpfen können, nach Ankona zurück, wo dann der große Monitor „Affondatore“ sank. So endete diese Seeschlacht mit einer schlimmen Niederlage, die auch hier, wie bei Custozza, nicht durch Mangel an Tapferkeit der Soldaten, sondern durch Unfähigkeit und Unentschlossenheit der Führer herbeigeführt wurde. Persano wurde 1867 vom Senat verurteilt und seines Amtes entsetzt.

Für Italien waren in diesen Tagen auch die politischen Angelegenheiten unheilvoll verfahren. Am 25. Juli wurde in Nikolsburg der Präliminarfriede abgeschlossen. Für Italien war das doppelt unangenehm. Erstens wurden seine Truppen, die jetzt tapfer und rasch unter Cadorna zum Isonzo, unter Medici bis in die Nähe von Trient vorgedrungen waren, zu Cialdinis größtem Unmut zum Innehalten verurteilt; zweitens aber war Italien bei den letzten Verhandlungen nicht zurate gezogen worden, weil Barral, obwohl in Nikolsburg anwesend, keine Instruktionen empfing. Man war in Florenz sehr ungehalten, daß Preußen ohne Italiens Zustimmung mit Napoleon verhandelte, und hätte es lieber gesehen, wenn es den Krieg fortgesetzt hätte, damit Italien Gelegenheit fände, außer Venetien noch Trient und Triest zu gewinnen. Andererseits machten die Österreicher Miene, weiter zu kämpfen, wie starke Truppenbewegungen nach dem Süden zeigten. Aber dazu kam es nicht, zumal nun auch Rußland einzugreifen drohte.

Bismarck ist, wie denn auch Italien zugab, völlig loyal vorgegangen. Er durfte von dem Alliierten unbedingte Zustimmung verlangen, da diese auf Grund des Vertrages vom 8. April nicht verweigert werden konnte, sobald Venetien dem Bundesgenossen gesichert war. Dies ergab sich aus der amtlichen Mitteilung vom 29. Juli, daß Napoleon Venetien Italien zur Verfügung stelle, worauf dann am 2. August in Cormons ein Waffenstillstand abgeschlossen

wurde; Tirol und vorerst auch das Festungsviereck mußten geräumt werden. Am 3. September begann endlich in Wien General Menabrea die Friedensverhandlungen, die am 3. Oktober zum Abschluß führten. Italien mußte für Venetien noch die ganze Schuld der Provinz in Höhe einer Viertelmilliarde Lire übernehmen. Am 17. Oktober übergab der französische Vertreter Leboeuf Venedig an die italienische Behörde. Dann erst fand das vorher schon angeordnete Plebiszit statt, das nahezu einstimmig die Vereinigung Venetiens mit Italien genehmigte. Während also der Kaiser, oder besser das französische Volk, darauf Wert legte, Venetien den Italienern geschenkt zu haben, lag diesen daran, die Gabe von Napoleons Gnaden zu bemänteln.

So schloß der große Waffengang von 1866 für Italien mit einem übeln Nachgeschmack. Man hatte erhalten, was man wollte; aber die Umstände, unter denen das Ziel erreicht war, konnten niemand befriedigen. Neben dem materiellen Erfolg war der ideale ausgeblieben. Zu Lande und zu Wasser geschlagen, war man nur durch die preußischen Siege vor dem Schlimmsten bewahrt geblieben; man verhehlte sich nicht, daß durch weitere Niederlagen sogar die italienische Einheit bedroht gewesen wäre. Von Napoleon hatte man nichts mehr zu hoffen, denn es war klar, daß er sich in Zukunft Österreich nähern würde, je mehr Preußen seine Macht in Deutschland verstärkte. Das lebhafte italienische Nationalgefühl empfand deutlich die Geringschätzung, mit der die anderen Mächte die jüngste Großmacht behandelten, die so wenig ihren Hoffnungen entsprochen hatte. Es blieb ein Stachel zurück, nicht nur gegen Napoleon, der einem billigen Triumph zuliebe den Stolz der Italiener verletzt hatte, sondern auch gegen Preußen, das, wie man meinte, ohne die Diversion im Süden verloren gewesen wäre und dafür sich nicht erkenntlich genug gezeigt habe. Lamarmora besonders grollte, daß

das preußische Generalstabswerk bemerkte, die italienische Kriegführung habe es den Österreichern gestattet, über den größten Teil des Südheeres nördlich der Donau zu verfügen. Dazu kamen im Innern Anklagen und Mißstimmungen, die bei einem solchen Kriegsausgang nicht ausbleiben konnten.

4. Von Mentana bis zum Einzug in Rom (1867—1870).

Am 7. November 1866 zog Viktor Emanuel unter dem Zustrom des Volkes in Venedig ein; in der Thronrede bezeigte er seine Freude, daß die letzte französische Truppe aus Rom abgezogen und damit das Vaterland von aller Fremdherrschaft befreit sei. Aber jedermann wußte, welche Sorge die römische Frage trotzdem der Regierung machte. Zwar hatte der Papst gehofft, von der Niederlage bei Custozza und der Zession Venetiens Vorteil zu ziehen, aber Königgrätz vereitelte solche Pläne, wie denn der Kardinal Antonelli auf die Kunde von der Schlacht ausgerufen haben soll: Finis mundi! Das brachte jedoch Italien keinen Schritt seinem römischen Ziele näher. Im Gegenteil: es war zu vermuten, daß Napoleon nur um so heftiger sich der Erwerbung des Kirchenstaates widersetzen würde, je mehr er, bei dem Wachsen der demokratischen Opposition in Frankreich, die klerikalen Kreise sich warm halten mußte, die in dieser Sache mit Liberalen wie Thiers einig waren. Außerdem unterhielt er ja in Rom noch jene Freiwilligen-Legion aus Antibes, die eigentlich doch auch eine französische Truppe war, während der Papst selbst seine Schlüsselsoldaten unter dem badischen General Kanzler durch Werbungen möglichst verstärkte.

Napoleon konnte nur immer an Versöhnungsversuchen arbeiten, wie er denn jetzt Italien zur Zahlung von jähr-

lich 18½ Millionen Lire Zinsen für die Schulden des annektierten römischen Gebietes bewog. Ricasoli versuchte beim Papste die Zustimmung zum Verkauf der Kirchengüter zu erlangen, wovon der Staat 600 Millionen, das übrige der Klerus erhalten sollte; dafür wollte der Staat auf die Bestätigung der Bischöfe verzichten. Rom lehnte ab, wie zu erwarten war; aber auch die Stellung Ricasolis war dadurch gelockert, mehr noch durch seine ernste Absicht, den Septembervertrag zu wahren. Er trat ab und überließ dem allzeit bereiten, dem Könige wie auch der Aktionspartei genehmen Rattazzi die Leitung des Ministeriums.

Nun rührte sich Garibaldi. Er hielt Musterung, und die Rothemden strömten ihm zu: Calatafimi überragte Custozza. Unter Schmähungen gegen die Klerisei machte er Miene, von Sinalunga bei Siena in den Kirchenstaat einzufallen. Rattazzi warnte ihn vergebens und mußte am 24. September 1867 eingreifen: Garibaldi wurde nach Alessandria abgeführt, dann, als das Volk in Florenz dagegen Stellung nahm, nach Caprera heimgeleitet. Aber schon am 30. überschritt sein Sohn Menotti die römische Grenze von Orvieto her, während Nicotera im Süden einfiel; ein Aufstand in Rom selbst war täglich zu befürchten. Die September-Konvention war damit verletzt, und Napoleon konnte mit Recht einschreiten. In seiner Umgebung erhob sich der alte Streit, nur heftiger, denn jetzt war es nicht mehr mit Zögern getan, sondern es galt nun zu künden, welche Politik Frankreich einschlagen wolle. Da zeigte es sich, daß die liberalen Ratgeber nichts vermochten gegen die Kaiserin, den „Vizekaiser" Rouher und den Marschall Niel. Keine Bitten und Warnungen Nigras vor dem Bruch mit Italien halfen jetzt: ein Ultimatum erging am 17. Oktober nach Florenz, das mit dem Einmarsch der Franzosen in Rom drohte, wenn nicht sofort die Erfüllung des Septembervertrags garantiert werden würde. Als

darauf Rattazzi angstvoll seine Entlassung genommen und der König noch keinen Nachfolger gefunden hatte, verließ Garibaldi am 20. Oktober Caprera, erschien in Florenz und überschritt dann, ohne daß man ihn hinderte, am 23. früh die Grenze des Kirchenstaates.

Da fand endlich auch in Rom die lang erwartete Erhebung statt. Enrico Cairoli mit 70 jungen Genossen versuchte von dem Monte Parioli in Rom einzudringen; aber sie erlagen der Übermacht der Päpstlichen, und Cairoli wurde tödlich getroffen. Garibaldi jedoch nahm am 26. Monte Rotondo; er hatte etwa 7000 Freischärler und stand nur noch 20 Kilometer von der Stadt.

In Florenz herrschte der größte Wirrwarr; keiner wußte, wie man aus dieser Gefahr herauskommen könne. Es war ein Glück, daß General Menabrea, bekannt als konservativer Politiker und Freund Frankreichs, sich entschloß, an die Spitze eines neuen Ministeriums zu treten. Von ihm durfte man ein Einschreiten gegen Garibaldi erwarten. Aber schon war es zu spät, da Napoleon bereits den Befehl zur Abfahrt seiner von General de Failly befehligten Truppen gegeben hatte, die am Morgen des 28. in Civitavecchia landeten. Zugleich aber ließ auch der König, um die Ehre zu wahren, italienische Truppen unter Cialdini in den Kirchenstaat einrücken; doch sollten sie sich vor jedem Zusammenstoß mit den Päpstlichen hüten. Immerhin hatte Italien damit aufs neue den Septembervertrag gebrochen.

Am 3. November kam es bei Mentana, nordöstlich von Rom, zum Kampfe mit Garibaldi. Da die Päpstlichen unter Kanzler nur 3000 Mann zählten, war ihnen eine französische Abteilung von etwa 2000 unter General Polhès als Nachhut mitgegeben, die nachmittags eingriff, als die Übermacht der Garibaldianer bedrohlich erschien. Leicht wurde es den mit Chassepots bewaffneten Franzosen, die Rothemden unter starken Verlusten zurückzuschlagen; diese

räumten nun den Kirchenstaat und ließen sich von den königlichen Truppen entwaffnen. Garibaldi wurde nach La Spezia gebracht, aber wiederum bald nach Caprera entlassen.

So hatte der tollkühne Volksheld das Gegenteil seiner Absicht erreicht: sein Land verwirrt, dem Papst aufs neue den Schutz französischer Bajonette verschafft. Nicht weniger unklug aber handelte Napoleon. General de Failly, der in der Kommission zur Prüfung des Chassepot-Gewehres gesessen hatte, meldete nach Paris: „Die Chassepots haben Wunder getan.“ Der Kaiser ließ diese Worte veröffentlichen, mit der durchsichtigen Absicht, der Welt und besonders Preußen zu zeigen, daß er eine Waffe habe, die dem gefürchteten Zündnadelgewehr überlegen sei. Fühlte er nicht, daß die Italiener dadurch tödlich beleidigt sein würden, wenn die Freischärler Garibaldis gleichsam als Versuchsobjekte der französischen Gewehre bezeichnet würden? Daß auf Napoleon keine Hoffnung mehr sei, mußte sich den Italienern aufdrängen, zumal er nun ganz entschieden seine papstfreundliche Politik kundgab. Im gesetzgebenden Körper erklärte Rouher am 5. Dezember 1867, nachdem Thiers zwar das Eingreifen in Rom gebilligt, sonst aber die französische Politik scharf getadelt hatte, daß Italien niemals sich Roms bemächtigen werde, niemals! Somit blieben die zwei französischen Divisionen im Kirchenstaat, wo sie in Civitavecchia Quartier bezogen.

Am selben Tage trat in Florenz das Parlament zusammen und Menabrea bekräftigte den Anspruch Italiens auf seine Hauptstadt. Zwar versuchten in der nächsten Zeit die beiden Regierungen wieder eine Annäherung; aber die September-Konvention wurde nicht erneuert, und die Italiener ahnten wohl, daß der Anstoß, der ihnen Rom verschaffen konnte, von anderer Seite kommen müsse.

Damit beginnt eine merkwürdige Episode der italienischen Politik. Die Sympathie der Italiener mußte seit Mentana sich immer mehr auf die preußische Seite neigen; es waren nicht nur gemäßigte Politiker wie der spätere Finanzminister Quintino Sella, sondern auch die Radikalen, die Todfeinde Napoleons, die zum Anschluß an Preußen rieten. Selbst Mazzini meinte, ein Bündnis Italiens mit Frankreich gegen Preußen sei „ein Verbrechen, das unserm jungen Banner einen unauslöschlichen Schandflecken aufdrücken würde". Als der preußische Kronprinz im April 1868 an der Hochzeit des Thronfolgers Umberto teilnahm, kam es zu freudigen Kundgebungen für den Sieger von Königgrätz. Man ahnte eine Entscheidung zwischen Preußen und Frankreich herannahen, der Italien seine Hauptstadt verdanken würde.

Derselben Meinung war auch Viktor Emanuel, nur in entgegengesetztem Sinne. Er glaubte an den Sieg Napoleons und wollte sich ihm verpflichten, um dann von dem dankbaren Freunde Rom zu erhalten, das anders nicht zu haben war. Wahrhaft prophetisch hatte Bismarck schon im Oktober 1867 an Usedom geschrieben: „Die Erwägung, daß die Neigung Viktor Emanuels und der seinem Herzen nahestehenden Politiker bei Schwankungen der italienischen Wage zwischen Frankreich und Deutschland, auch gegen den Willen der Minister, leicht den Ausschlag für Frankreich geben könnte, wird in Florenz so gut wie hier gewürdigt werden."

Wie Napoleon so war auch der italienische König gewohnt, hinter dem Rücken seines Ministeriums geheime Politik zu treiben. Daß er seit 1868 auf eigene Faust, in unerhörtem Undank gegen seinen Retter von 1866, an einem Bunde nicht nur mit dem französischen, sondern auch mit dem österreichischen Kaiser arbeitete, könnte unglaublich erscheinen, wenn es nicht durch immer stärkere Zeugnisse

belegt wäre; übrigens hat Viktor Emanuel, als er im September 1873 in Berlin war, dem Kaiser Wilhelm selbst gestanden, daß er 1870 bereit war, gegen ihn zu kämpfen.

Seit 1867 hatten sich Frankreich und Österreich genähert, worauf Napoleon an einer Verständigung zwischen Franz Joseph und Viktor Emanuel arbeitete. Dies gelang, und nun hoffte er, das Verhältnis der drei Mächte zu einem Dreibund auszugestalten. Doch erstand der Bereitwilligkeit des österreichischen Ministerpräsidenten Beust ein Gegner in dem ungarischen Andrassy, während Viktor Emanuel als Preis die Räumung Roms forderte. Er bediente sich bei seinen Verhandlungen seines Militär-Attachés Vimercati in Paris, während seine Minister nichts davon erfuhren. Nur Lamarmora war wohl im Geheimnis, der im Juli 1868 sich sehr unfreundlich im Parlament gegen das preußische Generalstabswerk über den Krieg von 1866 äußerte und Usedoms „Stoß-ins-Herz-Depesche" veröffentlichte, um Österreich gegen Preußen aufzubringen. Als dann im Frühjahr 1869 die Minister von den Verhandlungen Kunde erhielten, bestand Menabrea auf der Forderung der Freigabe Roms, bevor man den Vertrag unterzeichne, was dann auch von Wien befürwortet wurde.

Es scheint sogar, als wenn Beust die Isonzogrenze und die Abtretung des Trentino an Italien versprochen hat. Doch wollte Napoleon nicht auf die Preisgabe Roms eingehen, und so unterblieb die Unterzeichnung eines Vertrags; statt dessen wurden unter den drei Herrschern im September 1869 Briefe ausgetauscht, die erstens eine bewaffnete Neutralität Österreichs und Italiens im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Preußen, zweitens eine Allianz jener Staaten mit Frankreich verabredeten, wenn Preußen den Prager Frieden nicht strenge einzuhalten verspräche. Im Kriegsfalle sollte ein italienisches Heer von 100 000

Mann durch österreichisches Gebiet auf München vorrücken.

Im Dezember 1869 trat Menabrea zurück, als der Führer der Opposition, Giovanni Lanza, zum Präsidenten der Kammer gewählt worden; dieser übernahm nun die Leitung des Ministeriums, und der tüchtige Sella wurde wiederum Finanzminister, der überdies ein Gegner jedes Kriegsbundes mit Frankreich war. Trotzdem ist durch Erzherzog Albrecht im März 1870 in Paris und im Juni durch General Lebrun in Wien die Verabredung weiter erörtert und die Vereinigung der italienischen mit der österreichischen Armee in Süddeutschland, freilich erst sechs Wochen nach Kriegsanfang, genehmigt worden.

Sofort nach dem Ausbruch des Krieges von 1870 begannen Mitte Juli die Verhandlungen mit Italien. Da aber zeigte sich aufs neue die Abneigung Napoleons, Rom den Italienern zu überlassen, was Eugenie vorher schon persönlich in Venedig dem Könige unumwunden als unmöglich bezeichnet hatte.

Und nun ist in den nächsten Wochen fortwährend schriftlich und mündlich durch Vimercati, der hin und her reiste, verhandelt worden: ohne Erfolg. Napoleon versprach, vom 5. August an seine Truppen aus Civitavecchia nach Frankreich zurückzuziehen; aber er beabsichtigte damit nur die Septemberkonvention zu erneuern, während Viktor Emanuel für seine Unterstützung die Zustimmung zum Einzug in Rom forderte. Was half es, daß Beust sich hierfür aufs wärmste einsetzte, daß der Prinz Napoleon energisch in den Kaiser drang, es zu gewähren? Napoleon blieb fest. Sehr bald ist dann durch die ersten großen Siege der Deutschen die Frage gelöst worden: damit fiel die Hilfeleistung Österreichs und Italiens von selbst fort, die ja das Vorstoßen der Franzosen nach Süddeutschland zur Voraussetzung hatte.

Man hat Napoleon scharf getadelt, daß er das Bündnis an der Forderung Roms scheitern ließ: doch mit Unrecht. Was er bot, war etwas sehr Reales, zu dem er sich im Hinblick auf die Unterstützung der Klerikalen schwer entschließen konnte; was die beiden anderen Mächte ihm boten, war durchaus ungewiß und lag noch in unsicherer Ferne. Wer verbürgte ihm die militärische Hilfe Italiens, wo weite Kreise gegen einen Krieg mit Deutschland und ein Bündnis mit Österreich waren, wo überdies das Parlament erst noch zustimmen mußte? Rasche Siege Frankreichs und das Eintreten Österreichs in den Krieg waren Vorbedingungen dazu; das hatte noch weite Wege, während die Besetzung Roms sofort geschehen sollte. Die Italiener durften sich klüglich sagen, daß, wenn Napoleon siege, der Gewinn Roms sehr unsicher sei, wenn er unterliege, die Hauptstadt auch ohne Krieg gegen Preußen gewonnen werden könne. Am 20. August kam noch einmal der Schwiegersohn des Königs Plon-Plon nach Florenz, um endlich Napoleons Bereitwilligkeit zu melden; aber jetzt war es zu spät: nach den Kämpfen bei Metz waren alle Pläne hinfällig.

Wenn Beust am 20. Juli geschrieben hatte: „Nie werden die Italiener auf unserer Seite sein, wenn wir ihnen den römischen Dorn nicht ausziehen," so durfte man hinzufügen, daß dieser römische Dorn auch im Fuße Napoleons steckte und ihm bei seiner widerspruchsvollen Stellung zwischen Klerikalismus und Nationalitätsprinzip nicht ausgezogen werden konnte. Erst mit seinem Kaiserreich fiel auch das letzte Hindernis der italienischen Einheit: die weltliche Herrschaft des Papstes.

Großes war Pius IX. soeben gelungen; das ökumenische Konzil, das er auf Dezember 1869 nach Rom berufen hatte, um das Dogma vom infallibeln Papst durchzusetzen, war am 18. Juli zu dem entscheidenden, in sehr fragwürdiger Weise erzielten Beschlusse gekommen, wonach der ex

cathedra sprechende Pontifex die Unfehlbarkeit seiner Lehrgewalt auch unabhängig von der Zustimmung der Kirche besitzen sollte.

Damit war vollendet, was Gregor VII. begonnen und Bonifaz VIII. auf die Spitze getrieben hatte. Aber wie die großen Päpste des Mittelalters in ihrer eigenen Stadt niemals Ruhe und Botmäßigkeit fanden, so verlor auch Pius IX. seinen weltlichen Besitz in dem Augenblick, wo das Gebäude päpstlicher Hierarchie seine Krönung erhielt.

Zehn Tage nach Sedan überschritten die Truppen des Königs unter General Cadorna die Grenze des Kirchenstaats. Die Sicherheit des Papstes gab den Vorwand dazu; vor allem wollte man Garibaldi und Mazzini zuvorkommen. Dem Papste wurden nochmals weite Bürgschaften für die Freiheit seiner kirchlichen Stellung geboten. Vergebens! Die Kirche ließ sich auf nichts ein, um den Verlust Roms als Zwang und Raub hinzustellen. Der Zugang zu der Stadt wurde gesperrt; die Päpstlichen leisteten einigen Widerstand, als nun Cadorna an der Porta Pia Bresche schießen ließ. Am 20. September zogen die Piemontesen in die ewige Stadt ein. Die grünweißrote Fahne wehte auf dem Kapitol und auf dem Quirinal, dem Sitz des Papstes. Das Gelübde „Roma capitale“ war erfüllt. Der Mann aber, der es am brünstigsten verfochten hatte, eilte mit seinen Freischaren nach Frankreich, um dort auf seiten der neuen Republik gegen die Freunde zu kämpfen, die 1866 und soeben wieder mit ihren Siegen den Italienern zu ihren politischen Zielen verholfen hatten.

Die Päpstlichen zogen sich in die Leostadt zurück, wo sie sich unter Protest entwaffnen ließen. Am 2. Oktober fand dann die übliche Volksabstimmung statt. Sie ergab 134 000 Stimmen für, nur 1500 gegen die Vereinigung mit dem Königreich, 32 000 enthielten sich des Votums. Am 2. Juli 1871 zog Viktor Emanuel in seine neue Hauptstadt ein, wo

auch das Parlament des Königreichs Italien tagte. Der Traum des Jahrhunderts war erfüllt.

Ein Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 hatte dem Papst volle Freiheit in der Ausübung seiner geistlichen Herrschaft, eine Zivilliste von 3¼ Millionen Lire und die freie Verfügung über den Vatikan, den Lateran und den Ort Castel Gandolfo am Albanersee zugestanden. Pius IX. aber nahm keine Kenntnis von diesem Gesetz; er hatte beschlossen, mit der räuberischen „subalpinischen" Regierung nicht zu verhandeln, um als der Gefangene im Vatikan das Mitleid und die Hilfe der Gläubigen in Anspruch zu nehmen. Auch fernerhin haben die Päpste nicht aufgehört, gegen die Angliederung des Kirchenstaats an das Königreich feierlich Verwahrung einzulegen. Aber es hat sich erfüllt, was alle Kundigen vorausgesagt haben: daß nach dem Verlust seines weltlichen Gebietes das Papsttum an kirchlicher Bedeutung und religiösem Ansehen in der Welt mächtig gewinnen werde.

* *
*

So war in zwölf Jahren vollendet, was seit vierzehn Jahrhunderten nicht mehr gewesen war: ein einiges Königreich Italien. Durch die Macht der nationalen Idee, durch das Wort der Dichter, durch die Opfer der Patrioten, durch das Werk staatskluger Politik und die kühne Tat eines Volkshelden, hatte die Sehnsucht der Italiener das Ziel erreicht.

Doch nicht so leicht und einfach fällt einem Volke die Frucht der nationalen Einheit in den Schoß. Was einer Heroenzeit durch eigenes Verdienst, aber auch durch die Gunst der Verhältnisse gelungen war, das mußte erst durch mühevolle und langjährige Tätigkeit aller Bürger zu dauerndem Besitz erworben werden. Eine solche hingebende Kleinarbeit aber liegt nicht in der Natur des Italieners; er

ist raschen Impulsen zugänglich und leicht berauscht von Phrasen, Schlagworten und Festklängen, aber zähe Ausdauer und emsige, entsagende Pflichterfüllung ist ihm nicht gegeben. Daher haben sich die Hoffnungen der Patrioten nicht voll erfüllt. Aber wie wäre es auch möglich gewesen, in dem niederen, ungebildeten Volke und ebenso in dem üppigen und müßigen Adel — besonders des Südens — eine Anteilnahme an Zuständen zu erwecken, deren Herbeiführung ganz ohne ihr Zutun und ihr Verständnis geschehen war?

Doch ist hier nicht der Raum, auf die italienische Geschichte der fünfzig Jahre seit der Vollendung der Einheit einzugehen. Was 1915 den Staat nach langem Schwanken in den Krieg trieb, das waren im letzten Grunde dieselben Erscheinungen, die im Einheitskampf hervorgetreten waren: der Gegensatz zu Österreich und die Hinneigung zur lateinischen Schwester, das Schwanken zwischen der Anlehnung an Deutschland oder an Frankreich, wobei endlich England den Ausschlag gab. Dazu das inzwischen unermeßlich gesteigerte Nationalitätsprinzip, das alle „unerlösten" Gebiete italienischer Zunge an das Einheitsreich angliedern wollte, im Verein mit dem neuen Imperialismus, der, in der Erythrea gescheitert, dann auf Tripolis sich geworfen hatte, aber vor allem die Festsetzung auf dem Balkan, in Kleinasien und auf den Inseln des Archipels erstrebte.

Und wiederum ereignete sich das Altgewohnte: Italien allein konnte seine tapferen Truppen nicht zum Siege führen; erst die Erfolge seiner Genossen sicherten ihm die Erfüllung seiner kühnsten Wünsche. Aber diese berauschende Gunst des Schicksals ist doch mit bedenklichem Preise erkauft, und manche Gefahren ruhen in dem Schoße der Zukunft. Die Erlösung von Trient und Triest hat man vollbracht, aber ohne Scheu sich in dem nördlichen Tirol eine deutsche Irredenta geschaffen. Das verhaßte Österreich hat man zerschlagen

helfen, aber in den Südslawen, Griechen, Albaniern und den Franzosen in der Levante schlimmere Gegner sich bereitet. Dazu kommt die drückende Abhängigkeit von den Angelsachsen in Europa und Amerika.

Im Innern sind die Gefahren für den Staat noch größer. Die Nachwirkungen des Krieges, Finanznot und soziale Mißstände verschärfen die alten Gegensätze zwischen Monarchisten und Republikanern, Klerikalen und Freimaurern, Bürgertum und Arbeiterschaft. Die Ausschreitungen eines chauvinistischen Nationalismus haben die internationale Gegenbewegung verstärkt. Unheimliche revolutionäre Kräfte sind rastlos tätig, um das nationale Königtum zu untergraben, die öffentliche Ordnung zu erschüttern und das Werk zu zerstören, welches das vaterlandsliebende Geschlecht des Einheitskampfes aufgebaut hat. Die Zukunft wird lehren, ob das äußerlich so stark gewachsene Italien die inneren Feinde seiner Einheit und Einigkeit zu besiegen vermag.

Verzeichnis wichtiger Stichwörter

Inhaltsverzeichnis.

